

Das Elend bezwingen¹

Joseph Wresinski

Vortrag an der Sorbonne, Paris, 1. Juni 1983

Inhalt

Vorbemerkung: Die Universität - Gegenpol des Elends	1
1. Familie Mauroux, oder wenn das Leben Kopf steht	3
2. Die subproletarische Familie : eine andere Art Wissen, eine andere Logik.	7
3. Denkweisen, welche die Ärmsten ausschließen	13
4. Steht die Universität auf der Seite der Unterdrücker?	17
5. Ein Treffen, das nicht verpasst werden darf	21
6. Gegenseitigkeit	23

Vorbemerkung: Die Universität - Gegenpol des Elends

Das Elend bezwingen. In den nächsten Stunden wollen wir über dieses Thema nachdenken und uns austauschen. Warum dieses Thema: Das Elend bezwingen? Können hinter den Mauern der Sorbonne wirksame Maßnahmen zur Bekämpfung des Elends getroffen werden? Kann dieser Kampf von der Universität aus geführt werden? Scheinbar nicht. Die Universität und das Elend sind im Prinzip zwei Welten, die sich nicht begegnen. Die Universität besiegt das Elend nicht, sie ist jedoch ein Bollwerk, vor dem das Elend Halt macht. Die Wellen des Elends brechen sich an ihren Mauern. Die Universität ist in allem das Gegenteil des Elends. Sie bedeutet Sicherheit und Ruhe des Geistes. Sie ist völlig abgewandt von den täglichen Sorgen des Menschen, ganz ausgerichtet auf die Entdeckung dauerhafter Realitäten jenseits des Alltags. Die Universität ist der sichere Hafen des geordneten Denkens, jenseits der ständigen Improvisation, aus der das Leben in extremer Armut besteht.

Die Sicherheit und das Prestige, die sie durch das Wissen erlangt, erlauben es der Universität, sich ehrgeizigen intellektuellen Spekulationen hinzugeben. Kein geistig gesunder Mensch lässt sich auf solche Spekulationen ein, solange er der Gewalt des Elends, der Zwangsräumung, der Verweigerung einer Anstellung, dem Hunger, der Wegnahme seiner Kinder unterworfen ist, solange er gegen Demütigung und Angst ankämpft oder auf der Flucht ist, solange er der Unvorhersehbarkeit von Hilfe, der Abhängigkeit von staatlichen oder privaten Almosen ausgesetzt ist.

Die Universität steht für den Menschen, der die Naturgesetze und die Regeln aller menschlichen Schöpfungen beherrscht. Das Elend, das ist der Mensch, der von der Natur, der Technik und den anderen Menschen beherrscht und unterdrückt wird - der Mensch, der nichts beherrschen kann, weder seinen Körper, noch sein Denken, noch sein Leben. Der Mensch der Universität ist der Gegenpol des Menschen im Elend. Der eine bedeutet dem andern die verkehrte Welt. Wie könnten sie einander begegnen? In Wirklichkeit können die beiden Welten sich in keiner Weise durchdringen. Die universitäre Welt hat keinen Einfluss auf die Welt, die mehr oder weniger direkt unter der Bedrohung äußerster Armut steht.

Diese scheinbar kategorische Behauptung wird vielleicht einige erstaunen und sogar empören. Gibt es nicht unzählige Universitätsstudien und Forschungen und zahlreiche Bemühungen,

¹ „Échec à la misère“, in: Joseph Wresinski, Refuser la misère. Une pensée politique née de l'action, Paris 2007, S. 67- 109. Aus dem Französischen übertragen und mit Anmerkungen versehen von Corinna Schwarz unter Mitwirkung von Marie-Rose Blunschli und Johanna Stadelmann, nach einer ersten Übersetzung von Ursula Mascaras-Messerli, Dezember 2012.

den untersten oder wenigstens den armen sozialen Schichten den Weg in die akademischen Kreise zu öffnen? Ich leugne sie nicht. Ich leugne auch nicht, dass es Bemühungen gibt, Ergebnisse des universitären Denkens und Erkennens den Not leidenden Bevölkerungsschichten zugute kommen zu lassen. Ich bin jedoch der Überzeugung, dass es sich bei diesen Schritten von einem Milieu zum andern jeweils um individuelle und zeitlich beschränkte Unternehmungen handelt. Einzelne gehen mit Hand, Herz und Verstand aufeinander zu. Aber das heißt noch nicht, dass es zwischen den beiden Bevölkerungsgruppen eine Verbindung gibt.

Eine Öffnung der Universität ist aber wichtig und sogar dringend notwendig. Das Engagement der Frauen und Männer, welche die Universität leiten oder ihre Nutznießer sind, kommt – aufgrund des Mangels an Nähe und Durchlässigkeit – kaum den Ärmsten zugute. Die Gebildeten kämpfen oft für die Befreiung der Unterdrückten. Die Geschichte der Vergangenheit und der Gegenwart zeigt uns jedoch immer wieder aufs Neue, dass ihr Einsatz nicht diejenigen befreit, die sich ganz unten in der gesellschaftlichen Rangordnung befinden. Diese Bevölkerung wurde weder durch die Französische Revolution noch durch die Pariser Kommune befreit. In Nicaragua wurde sie durch die Revolution der Intellektuellen, Studenten und Lohnarbeiter weder befreit noch alphabetisiert. In Polen, Ungarn, in der Tschechoslowakei, ist sie noch nicht befreit. Die Ausgrenzung der Ärmsten ist sicher nicht gewollt, aber sie ist eine historische Tatsache.

Diese Jahrhunderte alte Ausgrenzung ist die wirkliche Herausforderung für die Revolutionen unserer Zeit. Die Universität und, ich meine, die Menschheit haben gelernt, befreiende Revolutionen für und mit den Armen zu führen, die nicht zu arm sind, um die Befreiung überhaupt zu denken und den Wandel mitzumachen. Die Universität, genau wie die Menschheit im Allgemeinen, hat weder gelernt, einen grundlegenden Wandel für die Elendsbevölkerung herbeizuführen, noch an einem solchen Wandel teilzunehmen.

Heute wirft man den Studenten ein Engagement aus Eigeninteresse vor, das den wirtschaftlichen Interessen des Landes zuwider läuft. Ist dieser Vorwurf tatsächlich berechtigt? Er wäre es, wenn wir den Nachkommenden ein historisches Erbe, die ganz konkrete Erfahrung eines politischen Kampfes für den Menschen hinterlassen hätten. Das trifft nicht zu. Wir kennen, was den Einsatz für den Menschen betrifft, nur ideologische Auseinandersetzungen, keine politischen. Zwangsläufig müsste nämlich ein politischer Einsatz für den Menschen gerade die Ärmsten unseres Landes und der Welt mobilisieren und sogar privilegieren. Das haben wir noch nicht gelernt, und so bleiben logischerweise einstweilen all unsere Kämpfe unzulänglich, bruchstückhaft, von Partikularinteressen geleitet.

Die Armen aus dem Schatten treten zu lassen und ihnen den ersten Platz im Kampf zuzuweisen – das wäre die revolutionärste Revolution (wenn ich das so sagen darf). Aber wir kennen weder ihre Voraussetzungen, noch ihre Strategien. Die Universität muss von Grund auf lernen, wie das Elend besiegt überwunden werden kann. Und sie wird es nicht lernen, wenn sie nicht neue Türen öffnet. Ich habe gesagt, eine Öffnung sei unerlässlich. Ich würde sogar behaupten, dass eine Öffnung an sich schon ein Sieg über das Elend wäre. Diese Überzeugung beruht auf Lebenserfahrungen und langjährigen gemeinsamen Überlegungen der Teams von ATD, die auf der ganzen Welt in den Gebieten größter Armut präsent sind. Sie wurzelt auch in den Erfahrungen meiner eigenen Kindheit und Jugend im Elend. Diese Überzeugung würde ich gerne gemeinsam mit Ihnen bedenken.

Die Behauptung, dass die Universität das Elend besiegen könnte, wenn sie ihre Türen öffnet und ihre Mauern überwindet, heißt ihr und allen, die ihr Wissen verwalten, eine erdrückende Verantwortung zuzusprechen. Sie ist für Einzelne unerträglich, außer sie wird von einer Gemeinschaft mitgetragen. Aus diesem Grund bin ich heute hier bei Ihnen. Ich richte mich an diese Versammlung, selbst schon ein Symbol der möglichen Öffnung; denn hier befinden sich Seite an Seite Familien der Vierten Welt und Menschen aus besser gestellten Kreisen. Ob Sie es wollen oder nicht, jeder und jede von Ihnen vertritt irgendeine Gemeinschaft. In diesem

Raum jedoch verkörpern Sie in diesem Augenblick den Anfang einer neuen Gemeinschaft - einer Gemeinschaft im Zusammenwirken für den Menschen. Ich wende mich an diese Gemeinschaft von Familien der Vierten Welt und Vertretern der Bildungselite.

Ich werde zuerst von den Familien der Vierten Welt sprechen: Was heißt es, auf der Schattenseite des Wissens zu leben? Gibt es überhaupt noch einen Weg zurück, wenn man einmal dort angekommen ist? Danach werde ich von denen sprechen, die durch Bildung privilegiert sind, die einen Platz auf der Sonnenseite des Lebens einnehmen. Inwiefern haben sie ihre Kenntnisse der menschlichen Realitäten verzerrt, indem sie die Erfahrung und das Denken der Ärmsten nicht beachtet haben? Wie haben sie dadurch die Ärmsten benachteiligt, aber auch allen andern Menschen geschadet? Wie haben sie die Menschlichkeit preisgegeben, indem sie sich den Fortschritt der Wissenschaft und ihre eigene Neugier zum Maßstab genommen haben?

Die Bildungsprivilegierten haben jedoch immer auch versucht, in die andere Richtung zu gehen. Nicht alle, die Wissen verwalten, haben sich von Stereotypen, die auch die Ärmsten gefährden, verleiten lassen, wie: „Die Wissenschaft stünde im Dienste des Menschen“ und „Wissenschaft und Technik seien Vermittler des wirtschaftlichen Fortschritts, der dem ganzen Land diene“. Was haben wir von denen zu lernen, die eine solch irreführende Vereinfachung nicht zugelassen haben?

Ich werde hier nur einige Fragen aufwerfen und Denkanstöße geben können. Wenigstens werden wir daraus ein paar Vorschläge für konkrete Projekte, die ab hier und heute umsetzbar sind, ableiten können. Dies ist der eigentliche Zweck unserer Begegnung. Diese Begegnung wäre nicht gerechtfertigt, wenn sie nicht dazu führte, uns hier und jetzt für konkrete und präzise Projekte zu entscheiden und sie zu verwirklichen.

1. Familie Mauroux, oder wenn das Leben Kopf steht

Was heißt es, jenseits der Welt des Wissens zu leben? Das ist unsere erste Frage, aber wie können wir sie angehen? Ich möchte Ihnen einen ganz direkten, einfachen Zugang vorschlagen: denjenigen eines Menschen und Aktivisten, der sich an Ort und Stelle mit dieser Frage auseinandersetzt. Ich schlage Ihnen eine Begegnung mit einer Familie des Subproletariats² vor. Ich werde Ihnen von einem Mann und einer Frau erzählen, die ganz am Fuße der sozialen Leiter geboren wurden. Ich werde Ihnen erzählen, was ihre Eltern erlebten und was ihre Kinder auch heute noch erleben.

Der direkte Zugang des Betroffenen scheint mir auch für einen Wissenschaftler der am besten begründete und angemessene Ansatz zu sein. Ich glaube, dass in der Nichtbeachtung dieses Ansatzes der Grund für die verpasste Begegnung zwischen der Universität und der Vierten Welt liegt. Die Universität hat dieses Treffen verpasst, wie auch alle anderen Kreise, die auf irgendeine Art von ihr profitieren, es verpasst haben – sei es als Ausbildungsstätte, als Referenz oder als Wegweiser. Es ist **die** versäumte Begegnung unserer Epoche; unsere Universitäten und die ganze Gesellschaft haben sie verpasst.

Ich schlage Ihnen eine Annäherung an eine Familie des Subproletariats vor, damit Ihnen bewusst wird, was denen entgeht, die sich bisher nicht um diese Begegnung bemüht haben – und welchen Verlust wir noch riskieren, wenn wir dieser Familie auch in Zukunft nicht begegnen. Ganz gleich, ob wir Aktivisten, Akademiker, Forscherinnen oder Studierende sind, Gläubige oder einfach Bürgerinnen und Bürger, die etwas bewegen wollen - wir werden sehen, dass für uns alle diese Begegnung ganz wesentlich ist, und dass wir sie um keinen Preis mehr versäumen dürfen.

² Der Begriff des „Subproletariats“ ist aus dem historischen Zusammenhang zu verstehen, in dem Joseph Wresinski diesen Text verfasste. Hier und heute sind damit die sozial völlig ausgegrenzten Menschen gemeint – somit hat der Text nichts an Aktualität verloren.

Ich werde Ihnen kurz von der Familie Mauroux erzählen. Frau Gabrielle Mauroux ist Pariserin. Aber aus Paris sein heißt nicht für alle dasselbe. Gabrielle Mauroux, geborene Ledanois, wurde 1926 im 15. Arrondissement, in einer der Straßen unweit der „*Porte de Sèvres*“ geboren, dort, wo gleichsam an die Stadt angehängt, Hunderte von sehr armen Großfamilien lebten. Gabrielle wurde also als „Vorstadtmädchen“ geboren, wie dies zu ihrer Zeit die besser gestellten Pariser auszudrücken pflegten. Ihre Familie gehörte zu einer Bevölkerung zwischen Stadt und Land, deren ärmsten Teile zusammen mit dem umherziehenden Volk der Elenden in den Behelfsunterkünften der „Zone“³ unterkamen.

Das Paris jener Zeit hat sich, genauso wenig wie das heutige, nicht die Mühe gemacht, diese Pariser kennen zu lernen. Diese Bevölkerung war für den einen nützlich, für den anderen gefährlich, je nach dem. Zur Zeit der französischen Revolution war sie es je nach politischer Gesinnung. Diese Menschen wurden gebraucht, um den Abfall aus der Stadt zu räumen und für die städtischen Familien Wäsche zu waschen, aber sie galten als gefährlich für die Pariser, die nach Einbruch der Dunkelheit vom Land in die Stadt zurückkehrten. Wer hat sich, außer Dufourny⁴ und einigen seiner Anhänger, jemals darum bemüht, diesen „Vierten Stand“ oder diese „Vierte Welt“ wirklich kennen zu lernen?

In dieses rätselhafte, manchmal sagenumwobene, weit verzweigte Volk, das die Gesellschaft, von der es unterdrückt wird, nur von unten kennt, wurde Gabrielle Ledanois hinein geboren. Sie kam unweit von dem Ort zur Welt, wo schon ihre Mutter, Agnès Poncin, geboren wurde. Sie sagte uns: *„Ich bin ein Mädchen der ‚Zone‘, mit sieben bin ich in der ‚Zone‘ angekommen.“*

Agnès Poncin, geboren 1898 im 15. Arrondissement, war die Tochter eines Fuhrmanns, der für seinen Meister jeden Morgen bei Tagesanbruch zu den Markthallen fuhr, um dort den Abfall wegzuräumen. Mit einem kleinen zweirädrigen Pferdewagen brachte er den Abfall aus der Stadt hinaus. Er selbst ging bis zur Mülldeponie zu Fuß neben dem Pferd. Er konnte sich nicht auf die Abfälle setzen, ohne sich in Gefahr zu bringen, vom Fuhrwerk zu stürzen oder das Pferd vor Erschöpfung zu Fall zu bringen. Von den Grosseltern Ledanois wissen wir auch nur wenig. Wie viele andere Familien wohnten sie mit ihren wahrscheinlich zahlreichen Kindern in einem Wohnwagen und schlugen sich so durch, wie wir heute sagen würden. Das war damals eine Lebensweise, mit der sich Generationen der Ärmsten in Frankreich ans Leben klammerten. Das gesamte urbanisierte Frankreich kannte diese Form des Überlebens, die einzig auf dem Lebenswillen der Vorstadt- und Zonenbewohner beruhte.

Agnès Poncin, Mädchen aus der „Zone“, wurde bald Ehefrau und Mutter aus der „Zone“. Als junges, bereits hohlwangiges Mädchen, mager aber zäh, heiratete sie Michel Ledanois, den Sohn eines Nachbarn, einen jungen Mann von kräftiger Statur, mit ausgeprägtem Charakter und scharfer Zunge. Von ihren ersten Ehejahren erzählt Agnès: *„Wir wohnten zuerst in der ‚Zone‘ bei der ‚Porte de Versailles‘. Wir hatten ein kleines Häuschen. (...) Zu dieser Zeit, wurden viele dieser Häuser errichtet. Es waren Fertighäuser aus Holz, mit geteertem Dach. (...) Wasser mussten wir draußen am Brunnen holen. Wir hatten keinen Strom und so behelfen wir uns mit Petroleum, (...)“* Wovon lebte denn die junge Familie Ledanois? *„Ich war den ganzen Tag mit meinem Mann unterwegs, wir sammelten Lumpen und Almetall. Meine Kinder mussten alleine zurechtkommen. Die Älteren machten für die Kleinen zu essen, bevor sie am Morgen zur Schule gingen.“*

3 Als *Zone non aedificandi* (kurz „*La Zone*“) bezeichnete man die etwa 250m breite, mit Bauverbot belegte Zone um die 1844 errichtete Stadtbefestigung von Paris. Als diese gegen Ende des 19. Jahrhunderts ihre militärische Bedeutung verlor siedelte sich dort eine aus der Stadt oder vom Land vertriebene Armutsbevölkerung (*les zonards*) in selbst errichteten behelfsmässigen Unterkünften, so genannten *bidonvilles*, an.

4 Louis Pierre Dufourny (1739-1796), französischer Politiker, trat am Vorabend der französischen Revolution für eine politische Vertretung des so genannten „Vierten Standes“ ein: dem „heiligen Stand der Unglücklichen, der Tagelöhner, der Gebrechlichen und Bedürftigen“.

Das war damals eine Neuheit in der „Zone“: Während die Eltern, die selber nie zur Schule gegangen waren, Abfälle sammelten, gingen die ältesten Kinder, drei Jungen, nun doch zur Schule. Weder verbrachten sie dort viele Jahre, noch lernten sie etwas Nennenswertes. Doch der Vater, der selber Abfall sortierte, wollte, dass es seine Kinder im Leben zu etwas bringen. Diesen Ehrgeiz behielt er auch noch, als die Familie in das 15. Arrondissement, aus dem Agnes stammte, zog. In diesem Viertel, wo ganze Straßen vom Lumpensammeln lebten, verdienten auch sie mit Lumpen- und Alteisensammeln ihr Brot. Als die drei Ältesten die Schule verließen, brachte sie der Vater als Lehrlinge unter; den einen in einer Konditorei, einen anderen in einer Schreinerei.

Die Ambitionen des Vaters, bezüglich der Schul- und Berufsbildung seiner Kinder ließen mit der Zeit und der zunehmenden Kinderzahl nach. Es war, als hätte die Umgebung der „Zone“ bei ihren Bewohnern zwar Ambitionen geweckt, jedoch ohne ihnen auch die Mittel zu deren Verwirklichung zu geben. Dreizehn Kinder wurden der Familie geboren. Nichts Außergewöhnliches in diesem Viertel, wo sich die Großfamilien auf engstem Raum drängten. Je mehr Kinder zu versorgen waren, desto mehr jedoch verflog der Traum von einem besseren Leben. Gabrielle, eine der Töchter, wird später von ihrer Kindheit sagen: *„Mit zwölf ging ich in der Kleiderfabrik arbeiten. Unser Alter spielte für meinen Vater keine Rolle, es musste gearbeitet werden. (...) Ich wäre gerne Frisörin geworden, aber mein Vater wollte das nicht. Das war normal, ich war schließlich das vierte Kind. Die drei älteren konnten einen Beruf erlernen, aber beim vierten war das zu viel.“*

Als hätte sich das Schicksal unbarmherzig gegen ihn gewendet, verflogen für Michel Ledanois alle Hoffnungen. Er befand sich wieder im Gegenteil dessen, was er erstrebt hatte, ausgeschlossen von der Zukunft, die ihm eine Gesellschaft mit immer besserer Schulbildung vorgegaukelt hatte. Er konnte seinen Kindern weder die Zeit noch die nötige Ruhe für das Lernen bieten. Seine Enttäuschung und Frustration ließ er an seiner Frau und den Kindern aus. Es kam vor, dass er seine schwangere Frau schlug und sie dann andererseits wieder schonen wollte, indem er seinen noch ganz kleinen Kindern auftrug, die Wasserkessel zum Brunnen zu schleppen, einzukaufen und im Morgengrauen aufzustehen, um mit ihm Abfälle zu sortieren.

Nach Gabrielle wurden noch neun Geschwister geboren. Drei oder vier scheinen schon früh verstorben zu sein. *„Das Letzte“*, erzählt Gabrielle, *„habe ich in eine Kiste gelegt, um es zu beerdigen. Es war gerade erst geboren. Ich war zwölf Jahre alt.“* Schon als Zwölfjährige war Gabrielles Gesundheit geschwächt. Sie hatte eine Hirnhautentzündung - „Krämpfe“, so dachte sie - und, wie es später als Erwachsene am Zustand ihrer Beine abzulesen war, litt sie wohl auch an Rachitis. Sie arbeitete trotzdem in der Fabrik, oder wie sie es nennt, *„in der Konfektion“*. Beim Nähen wurde ihr Sehvermögen beeinträchtigt: *„So habe ich meine Sehkraft verloren. Ich brauchte eine Brille, aber die mochte ich nicht, und so habe ich sie dann nicht erneuert.“* Als ich Gabrielle Mauroux, geborene Ledanois, selber kennen lernte, diene ihr die Ausrede, die Brille nicht dabei zu haben, als Vorwand, um vor Unbekannten nicht schreiben zu müssen. Doch uns gestand sie bald ein, nur dem Gehör nach schreiben zu können. Als müsse sie sich dafür entschuldigen, sagte sie: *„Ich war nicht lange in der Schule, aber ich komme irgendwie zurecht.“* Im Erwachsenenalter tut sie sich jedoch vor allem mit dem Rechnen schwer. Als Familienmutter und immer knapp bei Kasse, sagt sie: *„Ich verstehe überhaupt nichts von den Preisen“*.

In den Vorkriegsjahren und in der Zeit der deutschen Besatzung musste sie mithelfen, das Überleben der Familie zu sichern. Nach zwei Jahren in der Bekleidungsfabrik arbeitete Gabrielle in einem Unternehmen, wo sie Deckel auf Schuhcreme-Dosen setzte. Dann schloss sie sich ihrer Mutter an und arbeitete in einer Wäscherei - bis in die sechziger Jahre eine gängige Beschäftigung für eine Frau aus armen Verhältnissen. Gabrielle war damals sechzehn und fühlte sich schon alt. Es bedrückte sie, so wie ihre Mutter und zusammen mit Frauen im Alter ihrer Mutter arbeiten zu müssen. Den ganzen Tag auf den mit Ekzemen übersäten

Beinen zu stehen und trotz einer Brustfellentzündung weiterarbeiten zu müssen - das war zuviel Elend für ihr junges Leben. Um dieser erdrückenden Situation zu entfliehen, sah sie keinen anderen Ausweg, als sich auf die Prostitution einzulassen. Später wird sie behaupten, ihr Vater habe sie von zu Hause vertrieben, weil sie immer versucht habe, ihre Mutter gegen seine Schläge und Wutausbrüche zu verteidigen. In Wirklichkeit verbot ihr der Vater, nach Hause zu kommen, als er entdeckte, wo sie sich herumtrieb. Es waren schreckliche Jahre: *„Ich schlief, egal wo“* erzählt sie. *„Nachts kam die Polizei und nahm mich mit auf die Wache. Um mich zu waschen, bin ich ins Krankenhaus gegangen. Dort habe ich geduscht...“*

Sie war auf der Straße, dann wieder auf der Polizeiwache, dann wieder im Krankenhaus oder bei Ordensschwwestern. Auf der Straße lernte Gabrielle Ledanois Daniel Mauroux kennen. Der Krieg ging zu Ende, sie war 19 Jahre alt und er 35. *„Er war lieb zu mir“,* erzählt sie, *„ich lebte auf der Straße, und dank ihm hatte ich ein Dach über dem Kopf.“*

Doch was machte dieser 35-jährige Mann aus der Provinz in den Straßen von Paris? Er weiß es nicht mehr richtig, so wie er auch nicht mehr genau weiß, was sein Vater machte, als er 1910 im Departement Seine-Maritime geboren wurde. *„Mein Vater grub Löcher für die Eisenbahngesellschaft, oder vielleicht war es auch für die Gaswerke.“* Wie auch immer, den Vater hatte er kaum gekannt, da dieser 1914 in den Krieg gezogen und auf dem Schlachtfeld umgekommen war. Kurz darauf war auch die Mutter verstorben, nachdem sie ein kleines Mädchen tot geboren hatte.

Für Daniel war es, als wäre zu diesem Zeitpunkt seine ganze Familie tot. So erzählt er manchmal seine Geschichte, denn nachdem seine Eltern gestorben waren, verlor er auch einen oder zwei Brüder aus den Augen. Als Waisen unter der Vormundschaft des Staates wurden die Kinder voneinander getrennt. Daniel wurde bei der Großmutter, die auf dem Land lebte, untergebracht. Die Großmutter war sehr arm und kaum in der Lage, auch nur einen ihrer Enkel aufzunehmen. Sie schickte Daniel in die Dorfschule, aber auch oft zum Arbeiten auf die Bauernhöfe der Umgebung. Vom zehnten Lebensjahr an arbeitete er schwer auf dem Feld und im Stall. Eine Wirbelsäulenverkrümmung ist ihm von dieser Arbeit als Kind geblieben.

Intelligent und lesefreudig wie er war, schaffte er es trotzdem bis zum Schulabschluss - zur Freude des Dorflehrers, der ihm eine schöne Zukunft versprach. Eine Zukunft, die jedoch niemals eintraf, da die Großmutter kurz darauf starb und Daniel nun endgültig zum Staatsmündel wurde. Der Staat, der nicht gerade zimperlich mit seinen mittellosen Mündeln umging, brachte Daniel in einer weiterführenden Schule unter, allerdings nicht als Schüler, sondern als Dienstbursche. Der kleine Knecht fegte die Gänge und den Hof, statt mit den anderen Kindern seines Alters im Schulzimmer zu sitzen. Er arbeitete auch im Garten. *„Am Abend jedoch“,* erzählt er, *„richtete ich es so ein, dass ich zum Lesen kam.“*

Doch wozu noch lesen, wenn man sieht, dass sein Leben nur aus mühevoller körperlicher Arbeit bestehen wird? Mit 15 Jahren hatte Daniel genug von der Schule und einem Staat, der ihn bevormundete. Er kehrte dem guten Schüler, der zu sein er sich erträumt hatte, den Rücken und ging zur See. Auf dem Segelschiff, das auch mit Dampf angetrieben wurde, durfte er nicht einmal als Schiffsjunge arbeiten. Als schwächlicher Hilfsheizer wurde er unter Deck geschickt und verbrannte sich dabei Hände und Füße. Riesige Narben zeugen noch heute davon. Sie sind nicht die einzigen körperlichen Schäden, die ihm aus diesen Jahren geblieben sind. Die Kohle war schwer, und seine verkrümmte Wirbelsäule und die ausgerenkte Hüfte verschlimmerten sich. Er hätte einen Stützgürtel tragen müssen, was er aber nicht tat. Er begann auch, unter Magenbeschwerden zu leiden.

In den Jahren der deutschen Besatzung von 1940-1944 blieb er an Land und *„schlug sich durch“,* wie er es nennt, mit Schmiedearbeit, auf Bauernhöfen oder als Holzfäller. Nach Kriegsende wollte er sich wieder anheuern lassen. *„Aber es gab zu viele Seemänner und zu wenig Schiffe“,* erzählt er, *„(...) Es wurden grundsätzlich nur Junge genommen. Ich war nach Kriegsende schon 35 und zu alt.“* Schon alt also ging er nach Paris, wo er als Hilfsarbeiter in

einer Fabrik anfang und in einer Pension wohnte. Einsam zog er nach der Arbeit durch die Straßen. Eines Abends begegnete ihm Gabrielle Ledanois. Er wird sie nicht mehr verlassen.

Daniel und Gabrielle heirateten nicht sofort, und eine Heirat rückte für sie in immer weitere Ferne. Durch seinen schlechten Gesundheitszustand eingeschränkt, verlor Daniel seine Arbeit. Ein erstes Kind kam 1946 zur Welt und starb neun Monate später. Ein zweiter Sohn wurde 1948 geboren und starb ebenfalls bevor er ein Jahr alt wurde. Kurz darauf kam 1949 ein Mädchen zur Welt, das sofort in staatliche Obhut kam. In der Zwischenzeit wurde das Paar aus der Pension hinausgeworfen und fand nun eine befristete Bleibe in wechselnden baufälligen Unterkünften. Daniel Mauroux suchte vergeblich eine feste Anstellung, die seinen Kräften entsprochen hätte. Hier und dort fand er für kurze Zeit Arbeit auf dem Bau und beim Abbruch alter Gebäude. Dem Beispiel seiner Schwiegereltern folgend, machte auch er sich daran, in den Mülldeponien und Abfällen in der Nähe des XV. Arrondissements noch Brauchbares zu sammeln und weiterzuverkaufen. Nach der Geburt des vierten Kindes - das erste, das am Leben und bei ihnen blieb – heirateten die Mauroux' in Zivil. *„Wir haben wegen der Kinder geheiratet „*, sagt Gabrielle Mauroux. Ohne Zweifel heiratete sie auch wegen ihres Mannes. Ihr Leben lang hat sie immer wieder gesagt: *„Wir haben es schwer und hatten es schon immer schwer. Aber ich bin glücklich, ihn gefunden zu haben; er war gut zu mir“*.

Auch wenn er gut zu seiner Frau war, konnte er nichts dafür tun, um sich, seiner Frau und den immer zahlreicher werdenden Kindern einen guten Start zu verschaffen in jenem Frankreich der Nachkriegszeit, das sich nach und nach für das Konsumzeitalter zu rüsten begann. Es war ihm verwehrt worden, sich zu bilden, aber das war nicht sein einziges Unglück. Das Leben vermittelte ihm zudem ein „verkehrtes“ Wissen, das ihn in den Augen der Gesellschaft, die ihn umgab, herabsetzte, statt ihm Respekt zu verschaffen. In einer Welt, in der sich das Berufsleben immer weiter auf Qualifikation und Spezialisierung hin entwickelte, war er „Allrounder“: Hilfsheizer, Holzfäller, Hilfskraft auf Bauernhöfen, Straßenfeger, Bauarbeiter – *„Ich kann alles „*, sagte er. Doch handelte sich dabei um Beschäftigungen, die keine Zukunft hatten und die er zudem körperlich kaum mehr bewältigen konnte. In einer Gesellschaft, die sich in Richtung Konsum und Verschwendung entwickelte, blieb ihm nur die Wiederverwertung des Abfalls. In einem Land, das sich mit der Familienplanung auseinanderzusetzen begann, war die Größe seiner eigenen für ihn überhaupt nicht voraussehbar. Werden seine Kinder überleben können? Werden sie unter der elterlichen Obhut bleiben oder wird das Fürsorgeamt ihm und seiner Frau das Sorgerecht entziehen?

In einer Wirtschaftswelt, wo der informelle Arbeitsmarkt am Schwinden war und einer Berufswelt Platz machte, die rigoros geregelt sein musste, um eine gewisse soziale Sicherheit garantieren zu können, befand sich Daniel Mauroux immer in undefinierbaren, schlecht fassbaren Arbeitsverhältnissen, die nie lange genug andauerten, um ihm das Recht auf Sozialleistungen zu eröffnen. Was die obligatorische und kostenlose Schulbildung anbelangte, von der weder er noch seine Frau einen echten Nutzen gehabt hatten, merkte er nach und nach, dass sie auch seinen dürftig untergebrachten und mangelhaft ernährten Kindern nichts bringen würde. Sie wuchsen mit Eltern auf, die die Welt verkehrt herum kennen gelernt hatten.

2. Die subproletarische Familie : eine andere Art Wissen, eine andere Logik.

Der Familie Mauroux wird das Allgemeinwissen, das es braucht, um klarzukommen und dazuzugehören, noch aus einem anderen Grund verschlossen bleiben. Die Mauroux, so konnten wir feststellen, sind kein Einzelfall. Sie gehören zu einer ganzen Bevölkerungsschicht, der ärmsten Frankreichs. Die fünfziger Jahre waren wirklich furchtbar für sie. Die Wohnsituation war katastrophal. Wenn schon andere Bürger nur in schlechten Behausungen unterkamen, so fanden die subproletarischen Familien überhaupt keine Unterkunft. Viele Subproletarier waren in die Fremdenlegion eingetreten, die seit jeher ein

Zufluchtsort der armen Franzosen war. Wenn sie überhaupt aus Indochina oder Algerien zurückkehrten, waren ihre körperlichen Kräfte oft durch Fieber, Invalidität und Alkohol beeinträchtigt. Viele von denen, die Anfang der vierziger Jahre in Frankreich geblieben waren, wurden zum obligatorischen Arbeitsdienst nach Deutschland geschickt. So wäre es damals auch Daniel Mauroux ergangen, wenn er sich nicht in einem Bauernhof und später in den Wäldern der „Seine-Maritime“ versteckt hätte. Die Subproletarier, die schon zu Beginn weniger widerstandsfähig waren, litten mehr als die anderen Arbeiter unter dem Verlust ihrer Heimat, dem strengen Arbeitsrhythmus und der Mangelernährung.

Im Frankreich der folgenden Jahre hatte das Zusammentreffen dieser unglücklichen Umstände für die geschwächten Bevölkerungsteile chronische Unterbeschäftigung zur Folge, während für die anderen Franzosen eine neue Ära der Produktivität begann. Doch wer kennt diese Geschichte der Ärmsten? Wo sind die Historiker, die Fakultäten, die sich dafür interessieren? Es gab sie weder gestern, noch gibt es sie heute. Hätte ansonsten die Bewegung ATD Vierte Welt die Notwendigkeit gespürt, sich zur Geschichtsschreiberin der Vierten Welt unserer Tage zu machen?

Im Laufe der jüngeren Geschichte hat uns das Subproletariat sozusagen zu einer letzten möglichen Begegnung eingeladen. Zu einem letzten Treffen, bevor sich Frankreich endgültig von ihm abgewandt hat. Das war 1954, und sein Aufruf erreichte uns durch die Stimme Abbé Pierres. Was wir damals vor den Toren von Paris zu sehen bekamen, war nur die Spitze des Eisberges. Und was die Lebensbedingungen der Subproletarier anbelangte, so nahmen wir nur die Wohnungsnot wahr. Es fehlte damals sicher nicht an Emotionen, gutem Willen und Großzügigkeit. Doch die Suche nach einem ernsthaften Verständnis blieb aus. Frankreich hat auf den Aufruf reagiert, jedoch ohne seine Universität, welche Erklärungen für die Gründe dieses Elends hätte suchen sollen. Die Universität, die dieser Realität fernblieb, verharrte für lange Zeit in diesem Nicht-Wissen und trug mit falschen Erklärungen auch zu einem falschen Wissen über die Gesellschaft, auf deren Grund das Elend fort dauert, bei.

Das war die Zeit, in der die Soziologen die Ausgrenzung der Ärmsten weder in der Vergangenheit noch in der Gegenwart untersuchten, da sie sich weigerten, über die Welt der Arbeiter, die zwar ausgebeutet aber nicht ausgeschlossen waren, hinauszuschauen. Nur ein Einzelner - Jean Labbens – erhob seine Stimme und nahm den Begriff der Vierten Welt, wie er durch eine Bewegung einfacher Bürger verbreitet wurde, auf und bezog ihn auf akademischem Niveau in seine Überlegungen mit ein.

Ferner konnte man Ende der 50-er Jahre beobachten, dass die ehemals verarmte Vorstadt- und „Zonen-Bevölkerung“ wieder dorthin zurückkehrte, von wo sie gekommen war. Wir haben die Familie Mauroux im Lager von Noisy-le-Grand kennen gelernt, nachdem sie eine Zeit lang in einem Keller und später in einem Zelt gewohnt hatte. „Das ist eben die ‘Zone’“, seufzt Gabrielle Mauroux, wenn sie an die Erzählungen ihrer Mutter aus ihrer Kindheit denkt. Auch die Großmutter Ledanois sagte, wenn sie ihre heruntergekommene Wohnung in Malakoff verließ, um ihr Tochter im Lager zu besuchen: „Genau so war es in der ‘Zone’. Ihr könnt euch nicht vorstellen, wie bekannt mir das alles vorkommt.“ »

Während die „Zone“ von damals in Form von Elendsvierteln und Notsiedlungen wieder neu erstand, hatte sich die Umgebung von Grund auf verändert. Niemand zog mehr mit Abfällen beladene Karren, trug mehr zwei ungleiche Schuhe oder einen viel zu langen, im Laufe der Jahre grünlich gewordenen Mantel. Nicht lesen und schreiben zu können und sich nicht um die Schulbildung der Kinder zu kümmern, das gehörte sich nicht mehr. Die Geschichte der Arbeiterklasse hatte sich im 19. Jahrhundert verzweigt. Eine neue Schicht von Lohnarbeitern hatte sich von der untersten Schicht, dem Subproletariat, getrennt. In den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts verabschiedete sich die französische Nation endgültig vom Elend – und zwar so sehr, dass sie das Elend nicht mehr als solches erkannte.

Frau Ledanois war aufgewachsen mit all den Parasiten, die Haut und Haare befallen, mit der hohen Kindersterblichkeit, Tuberkulose und Rachitis. Sie, ihre Familie und ihre Nachbarn litten zwar darunter, aber es war keine Schande. Im Lager von Noisy-le-Grand, in den Not- und Durchgangssiedlungen traten diese Seuchen wieder auf. Nun aber wurde den Betroffenen selber die Schuld daran gegeben, denn andere Franzosen waren diese Krankheiten auch losgeworden. Daraus wird nun ein stummer, aber hartnäckiger Kampf entstehen zwischen einer Gesellschaft, die zu wissen glaubt, was gut ist für die Armen, und den Armen, die es auf andere Art wissen. Anstatt sich gegenseitig zu durchdringen und zu bereichern, prallen nun in Frankreich und in ganz Westeuropa zwei verschiedene Arten von Wissen aufeinander: das Wissen der Vierten Welt und das Wissen einer Gesellschaft, die mit Schulen, Universitäten, Technologien, Sicherheiten und Zukunftschancen ausgestattet ist. Wie zeigt sich dieser Kampf im Leben der Familie Mauroux?

Die Familie Mauroux gehörte zu den ersten, die dem Aufruf Abbé Pierres folgten. Da sie zu den Ärmsten der Obdachlosen gehörten, gelang es ihnen auch später nicht, in einer Notsiedlung unterzukommen. Über 10 Jahre verkrochen sie sich in einem der 252 „*Iglus*“, wie die behelfsmäßigen Unterkünfte im Lager von Noisy-le-Grand genannt wurden. Die beiden Eltern lebten mit ihren drei Kindern auf 42 Quadratmetern mit gestampftem Lehm Boden. Sechs weitere Kinder wurden dort geboren, von denen vier überlebten. Jede Geburt war ein Grund mehr, die Familie nicht in hygienisch besseren Verhältnissen unterzubringen. Was blieb also den Mauroux anderes übrig, als sich in diesem Lager am Ende der Welt einzurichten? Sich einrichten, das vermeintliche Heim wohnlich machen und instand halten, und warum nicht gar die wenigen Quadratmeter „*Garten*“ bewirtschaften, die jeder Familie zugestanden wurden? Das hätte bedeutet, sich mit dem Scheitern abzufinden, aber das verweigerten die Mauroux zehn Jahre lang hartnäckig.

10 Jahre lang hat die Familie Mauroux beharrlich das Gegenteil von dem gemacht, was alle Welt von ihr erwartete. Sie hat sich weder mit ihrem Misserfolg abgefunden, noch getan, was notwendig gewesen wäre, um ihn zu überwinden. Nach Meinung der Sozialarbeiter machten sie alles verkehrt. Sie bauten keine Kartoffeln an, wie es sich für solch einfache Leute gehört hätte. Sie meldeten sich weder bei irgendeiner Verwaltung ordnungsgemäß an, noch schickten sie ihre Kinder regelmäßig zur Schule, wie es sich für gute Eltern gehört. Alles machten sie verkehrt und überlebten doch, weil es ihnen gelang, zwei wesentliche Werte zu bewahren, von denen die sie umgebende Gesellschaft allerdings weniger hielt: Die persönliche Würde und die Familie.

Die Würde und der Wert, den die Familie auf ihre Würde legte, erschwerten für viele Jahre die schon mangelhafte Kommunikation zwischen der Familie und ihrer Umgebung noch mehr. Gabrielle Mauroux war es gewohnt, dank der wechselseitigen zwar geringen, aber regelmäßigen Hilfeleistungen unter den Bewohnern der Vorstädte zu überleben. Sie war es gewohnt, mit Hilfe der Nachbarn, die sich untereinander Adressen von provisorischen Unterkünften, unbewohnten Baustellen und erschwinglichen Logierhäusern weitergaben, unterzukommen. Nun war sie plötzlich damit konfrontiert, dass sich Wohltätigkeitsorganisationen und Sozialdienste, die von außen kamen, mit ihr beschäftigten. Damit konnte sie sich überhaupt nicht abfinden.

Zu arm, um die Hilfeleistungen zurückweisen zu können, versuchte sie doch ständig, sich abzuheben und auf die Ehrbarkeit ihrer Herkunft hinzuweisen: „*Meine Schwester*“, sagte sie jeweils in die Runde, „*meine Schwester ist reich. Meine Schwester und mein Schwager verdienen viel Geld. Sie sind im Handel tätig. Meine Geschwister leben alle in Paris und sind gut situiert. Wir haben uns übrigens verkracht und ich sehe sie nicht mehr. Nur meine Mutter unterstützt mich ein wenig. Sie hätte gerade Weihnachtspakete für uns, aber es sind alles große Sachen und ich kann sie nicht herbringen.*“

Erzählte uns Gabrielle erfundene Geschichten über ihr Leben? Phantasierte sie sich eine schöne Fassade? Das ist vielleicht nicht ganz von der Hand zu weisen, aber viel wichtiger ist,

dass sie uns ihre Geschichte und die Geschichte der Armen von Paris erzählte, so wie sie diese gesehen und erlebt hat. Vom Lager von Noisy-le-Grand, dieser neuen „Zone“ aus gesehen, lebten ihre Geschwister tatsächlich in annehmbaren Umständen in der Stadt. Die meisten wohnten in Altbauwohnungen ohne Komfort, aber doch *„in richtigen Häusern“*, wie es die Bewohner der *„Iglus“* im Lager ausdrückten. Es stimmte auch, dass einige ihrer Brüder im Handel tätig waren, weil sie von Rummelplatz zu Rummelplatz zogen. Einer von ihnen, der ehemalige Confiseur-Lehrling, aus dem niemals ein Confiseur geworden war, zog mit einem Wohnwagen umher und verkaufte auf Volksfesten und Märkten billige Süßigkeiten. Frau Ledanois, die Mutter von Gabrielle, lebte in einer Bruchbude im Pariser Vorort Malakoff. Es ist wahr, dass sie Pakete für ihre Tochter machte: es handelte sich um Kleider und andere Sachen, die einer ihrer Söhne beim Sammeln von Altwaren fand.

Im Großen und Ganzen sagt Gabrielle also die Wahrheit. Sie vermittelt uns einen besonderen Blick und ein neues Wissen über das Leben von Generationen der ärmsten Familien, die sich seit langem vor den Toren von Paris verbergen. Heute leben diese Familien verstreut, abgedrängt in verschiedene, immer weiter entfernte Teile eines „Armutsgürtels“, der sich um die immer weiter wachsende Stadt Paris legt. In den 60-er Jahren lebte die Familie Mauroux noch in der Nähe der *„Portes de Vanves und Versailles“*. Die heruntergekommene Wohnung der Mutter in Malakoff war ein echter Zufluchtsort für die Tochter. Wenn es in ihrem *„Iglu“* im Lager von Noisy gar nicht mehr ging, borgte sich Gabrielle Geld für den Autobus und brachte die Kinder nach Paris.

Diese Familie aus der „Zone“ bietet uns eine Lektion in Geschichte und eine Lektion in Würde an. Aber wer wird sie anhören, festhalten und verstehen? Der Sozialdienst *„sei dafür nicht zuständig“*, gab uns eine Sozialarbeiterin der Stadtverwaltung zu verstehen. *„Warum bittet sie dauernd bei der Gemeinde um Hilfe, wenn ihre Eltern Geld haben?“* Tatsächlich nahm Frau Mauroux weniger öffentliche Hilfe in Anspruch und gab sich selbständiger als die meisten ihrer Nachbarinnen aus den Provinzstädten. Auch diese Frauen hatten einen Sinn für Würde, aber sie waren mehr an die Hilfswerke gewöhnt als die Familien aus dem „Elendsgürtel“ um Paris.

Frau Mauroux, ihre Nachbarinnen und überhaupt die ganze Siedlung *„Château de France“* in Noisy-le-Grand waren in den fünfziger und sechziger Jahren ein lebendiger Geschichtsunterricht. Sie lebten und äußerten sich in Kategorien der Geschichte. Ihre Umgebung hingegen beurteilte sie und antwortete ihnen in Kategorien des „Sozialen“. Ein Psychiater, der vom Bevölkerungsministerium mit einer Untersuchung beauftragt war, bestätigte die öffentliche Meinung, dass es sich bei den Familien um „Sozialfälle“, d.h. eine willkürliche Ansammlung geistig beschränkter Frauen und Männer handelte. Musste man denn nicht tatsächlich blödsinnig, geisteskrank oder „verhaltensgestört“ sein, um in der französischen Gesellschaft der sechziger Jahre in einem solchen Elend zu leben?

Es ist erwähnenswert, dass keiner von den Akademikern, von den mit langen Fragebögen ausgerüsteten Forschern dieser Zeit, bemerkte, dass Frau Mauroux Schwierigkeiten beim Schreiben hatte und viele ihrer Nachbarn funktionale Analphabeten waren. Sie zogen die Hypothese, dass ein Teil der einheimischen Bevölkerung nicht lesen und schreiben konnte, gar nicht erst in Betracht. Kein Wissenschaftler konnte den Sozialarbeitern, welche die Familien dafür kritisierten, ihren Kindern im Heim oder einer „Kinderhilfseinrichtung“ nicht dann und wann einen Brief zu schreiben, eine Erklärung bieten.

Daniel Mauroux war sich des niedrigen Bildungsniveaus der Familien im Lager und seiner eigenen Frau bewusst. Er konnte das sogar sehr gut mit den Lebensgeschichten der einen und anderen erklären. Aber niemand hat ihn je nach diesem Wissen gefragt. Niemand ging davon aus, dass es hier etwas zu lernen gab. Man hätte aber durch die Art und Weise, wie dieser Familienvater über Jahre hinweg seine Würde und sein Selbstwertgefühl verteidigte, etwas erahnen können. Weil ihm Arbeit, Gesundheit und physische Kräfte fehlten, gründete dieser Mann seine Würde auf seine Schulbildung und Belesenheit. Der höfliche und sensible Mann

beschämte seine Nachbarn nicht, indem er vor ihnen mit seinem Schulabschluss auftrumpfte. Seine Beschäftigung als Altwarensammler erlaubte es ihm aber, an eine Menge alter Zeitschriften zu kommen, an ganze Reihen der „Revue des Deux Mondes“, der „Historia“ und geographischer Zeitschriften. Sie stapelten sich im wahrsten Sinne des Wortes an den Wänden seiner spärlich möblierten Baracke. Die meiste Zeit war er arbeitslos und fast immer krank, aber ohne ärztliches Zeugnis. So blieb er im Bett, eine Zeitschrift in der Hand: er las. „Die Zeitschriften sind Papa heilig“ sagten seine Söhne und er selber fügte hinzu: *„Ich lese alles, was von Nutzen sein könnte.“* »

Doch nützlich wozu ? Was nützt es, die „Historia“ zu lesen, wenn man Hilfsarbeiter ohne Anstellung und Vater einer wohnungslosen Großfamilie ist? Die Sozialarbeiter bringt er zur Verzweiflung: Wer ist dieser Mann, der sich für einen Intellektuellen hält, nicht arbeitet und einfach im Bett bleibt, während seine Kinder nicht genug zu essen haben? Dieser Mann ist Daniel Mauroux, der darauf besteht, ein anständiger Mensch zu sein, weil er ein Wissen hat und gebildet ist – seinem Elend zum Trotz. *„Wenn ich etwas nicht weiß, so schlage ich im Larousse nach, wie es sich gehört“*, sagte er nicht ganz ohne Stolz.

„Wie es sich gehört“ ... oder mit anderen Worten: *„Ich komme im Leben zurecht, ich kann mir Bildung aneignen“* ... Nie ist Daniel Mauroux davon ausgegangen, dass die „Historia“ und die „Revue des Deux Mondes“ nur Lektüre für die höheren Kreise sein könnten. Die Häuser der Intellektuellen kannte er durch ihre Keller und Dachböden, wo er beim Räumen die zehn Jahre alten Zeitschriften fand. Er beschwerte sich über diese Verschwendung von Wissen und seine ungerechte Verteilung. Daniel Mauroux, - ehemaliger Hilfsknecht und Hilfsheizer unter Deck eines bretonischen Bootes - bestand auf seinem Recht auf Bildung. Er bestand darauf, dass die Würde des Menschen auf seinem Wissen beruht und dass jeder Mensch fähig ist, Wissen zu erwerben.

Wenn Frau Mauroux eine Geschichtslektion verkörpert, so ist das Leben von Herrn Mauroux eine ständige Erklärung der Menschenrechte. Eine Erklärung, die nicht entschlüsselt, ja nicht einmal wahrgenommen wurde, weder von den Sozialarbeitern, noch von den Humanwissenschaftlern, die dort vorbei kamen. Sie sahen nur einen Mann, der in einer mit Zeitschriften vollgestopften Baracke im Bett lag und stellten fest, dass er Müll sammelte und ein schlechter Familienvater war. Nach den Normen der ihn umgebenden Gesellschaft ist das richtig. Die Lektüre von Daniel Mauroux hat seiner Familie überhaupt nichts gebracht. Er war nicht in der Lage, die Informationen auszuwählen, zu ordnen, miteinander zu verbinden. Sie behinderten ihn, anstatt Licht in sein Denken und sein Leben zu bringen. In seinem Gedächtnis häuften sich zusammenhangslose Fakten an, die er weder einordnen noch anwenden konnte. Er konnte damit nur versuchen, sein Umfeld zu beeindrucken: *„Beim Sturm auf die Bastille war ein Mauroux dabei. Vielleicht war das ja einer meiner Vorfahren...“* *„Doch leider ließen sich seine Nachbarn nicht beeindrucken. Sie kannten ihn zu gut.“* *„Der ist auch nicht schlauer als andere“, sagten sie. Das stimmte. Daniel Mauroux wusste es und es demütigte ihn.*

Trotzdem er soviel gelesen hatte, war kein Gelehrter aus ihm geworden. Nach und nach verbiss er sich darin: „Ich kenne mich aus. Meine Frau und meine Nachbarn sind dumm“. Mit dem Alter wurde er immer herablassender. Darin unterschied er sich übrigens nicht von den Frauen und Männern seiner Umgebung. Nichts zu wissen, nichts zu können, sich zurückgeblieben zu fühlen und immer für einen Idioten gehalten zu werden, das lastet als ständige Demütigung auf einer ganzen Bevölkerungsschicht. „Du bist nicht intelligent“, „er ist ein Trottel“, sind in den Notsiedlungen wirkliche Beleidigungen. Sie werden benutzt, wenn sich Gegner einander wirklich wehtun wollen. Die meisten ziehen sich auf ein Minimum an Lebensweisheiten zurück, die sie ständig wiederholen, um sich zu verteidigen und nicht in einer intellektuellen Unsicherheit zu leben.

So verblasst die Intelligenz im Lauf der Jahre. Beim Lesen der „Historia“ wird Daniel Mauroux sogar mehrfach enteignet. Er besitzt ja ein historisches Wissen – aber nichts von

dem, was er liest, trägt dazu bei, dass er sich dieses Wissen bewusst machen und seine Bedeutung erfassen könnte. Er kennt das Leben eines armen Waisenkindes auf dem Lande im Departement Seine-Maritime der Zwischenkriegszeit. Er weiß genau, was es heißt, zwischen 1945 und 1956 in einem Pariser Logierhaus zu wohnen. Er kennt das Leben der Bewohner, die jede siebte Nacht auf der Strasse übernachten müssen, da die Besitzer das Zimmer nicht wochenweise vermieten wollen. Das alles ist ein unbekanntes Wissen, genau wie das Wissen seiner Frau über das Leben der Nachkommen der „Zone“ - ein Wissen, das jedoch brachliegt und ungeordnet bleibt. Die Anerkennung bleibt ihm versagt. Das ist vielleicht die schlimmste aller Enteignungen. Die Subproletarier werden sich selbst entfremdet, ihre Lebenserfahrung wird verachtet, ihr einzigartiges Wissen zählt nichts.

Dieser allgemeinen Verachtung entspringt auch die Idee, dass die Subproletarier keine vollwertigen Familien gründen können. Demnach sind sie schlechte Eltern, unfähig und dumm. Und doch existiert die Familie Mauroux nur dank der Eltern, und nur dank der Eltern sind die Kinder immer noch da. *„Was zählt, sind die Kinder“*, sagt Gabrielle. Die Sozialdienste sagen dasselbe, doch verstehen sie etwas anderes darunter.

«Wir heiraten wegen der Kinder», sagte Frau Mauroux 1953. Ihr erstes Kind, das am Leben geblieben war, wurde ihr - gerade erst geboren - mit der Begründung weggenommen, dass die Eltern nicht verheiratet seien. Das sollte ihr nicht ein zweites Mal passieren. «Man setzt nicht Kinder auf die Welt, um sie im Stich zu lassen, sondern um sich selbst um sie zu kümmern. Auch wenn man im Elend lebt, mit allem, was dazu gehört, ist das kein Grund, sie im Stich zu lassen. Bei meiner Tochter Marie, die 1949 geboren wurde, habe ich nicht aufgepasst. Ich dachte, sie käme ins Spital nach Denfert-Rochereau. Jetzt habe ich begriffen, dass man mir mein Mädchen gestohlen hat.»

Um ihre Familie intakt zu halten, leistete sie Widerstand, versuchte alles, ertrug alles. Obwohl sie herzkrank war, erfüllte jedes Neugeborene sie mit Stolz. Kaum von einer Brustfellentzündung genesen, machte sie die Wäsche ihrer Nachbarinnen, um ein wenig Geld zu verdienen. So schnell es mit ihren - mit Ekzemen bedeckten und geschwollenen - Beinen möglich war, lief sie mit der ihr am Rockzipfel hängenden Kinderschar zum Bus, um zu ihrer Mutter zu flüchten, wenn eine Kontrolle der Sozialarbeiter drohte. Diese Besuche drohten der Familie jedes Mal, wenn der Vater entlassen wurde immer, wenn die Familie um Hilfe bat, und das kam im Laufe der Jahre immer öfter vor. Die Besuche häuften sich, als die Kinder größer wurden und vor allem im Winter oft in der Schule fehlten. *„Frau Mauroux“, sagte die Sozialarbeiterin, „es wäre besser, sie würden die Kleinen ins Heim geben. Dort hätten sie wenigstens genug zu essen und würden zur Schule gehen. Unterstützung können Sie für den nächsten Monat bekommen, wenn Sie die Kinder wieder in die Schule schicken.“* Doch für Frau Mauroux war diese Überlegung nicht logisch: *„Wie kommen Sie darauf, dass mein Kind mit leerem Bauch in die Schule gehen soll? Wir brauchen die Hilfe jetzt. Außerdem hat Gérard keine Schuhe mehr. Soll er etwa ohne Schuhe in die Schule gehen?“*

Wer von diesen beiden Frauen, die miteinander sprachen, ohne sich zu verstehen, hatte wohl Recht? Beide beharrten auf ihrer Meinung. Und wenn dann keine Hilfe eintraf und die Familienzulage wegen ungerechtfertigter Untätigkeit des Vaters ausblieb, wurden die Fenster der Baracke mit Kartons und Zeitungen abgedeckt und die Tür von innen verriegelt. Nachdem die Kinder den letzten Teller Nudeln gegessen hatten, blieben alle im Bett. Das Schuljahr 1964-65 war besonders schlimm, und die Kinder gingen praktisch nicht mehr zur Schule. Zur Strafe wurde ihnen die Familienzulage für viele Monate gestrichen. Die Kinder wurden immer dünner, die Eltern waren nur noch ein Schatten ihrer selbst.

Es versteht sich von selbst, dass „ungerechtfertigte Untätigkeit“ bei Daniel Mauroux häufig vorkam. Trotzdem, auch er versuchte alles für seine Kinder und ertrug die Kränkungen still. Trotz seiner schweren Magenbeschwerden und seiner immer schwächeren Konstitution arbeitete er als Transportarbeiter, entlud Lastwagen und transportierte Heizkörper. Es war nie Arbeit für längere Zeit und da er sich nur von Kleinunternehmern anstellen ließ, wurde er oft

gar nicht bei der Sozialversicherung gemeldet. Also brauchte er, wie er selber sagte, „gar nicht erst an Arbeitslosengeld zu denken.“ »

Seltsamerweise stellte der Staat, umso mehr Ermittlungen an je weniger Sozialleistungen die vielköpfige Familie bekam. Die Ämter und Behörden verfolgten jede Regung der Familie ohne Unterlass, stellten Nachforschungen an und schoben sich gegenseitig dicke, erdrückende Akten zu. Wäre es finanziell nicht vorteilhafter gewesen, dem Vater eine Rente zuzusprechen, nachdem das Arbeitsamt ihn, aufgrund „des Alters, des kränklichen Zustands, der gewünschten Arbeit und des Wohnorts« als „nicht vermittelbar“ eingestuft hatte? Der Staat dachte nicht daran. Geizig, was die Sozialleistungen betraf, sparte er nicht an Verwaltungsakten. Daniel Mauroux beklagte sich selten über diese Hausbesuche und die zahlreichen Zurechtweisungen. Er schwieg, und wenn er die Herabwürdigung nicht mehr aushielt, zog er sich ins Halbdunkel seines Iglus zurück. Dort, auf seinem Bett ohne Laken, vertiefte er sich in die Zeitschrift „Revue des Deux Mondes“.

Eines Abends blieb er lange bei mir im Büro. „Für mich hätte ich das nicht akzeptiert, aber ich mach es für meine Jungs und mein Mädels.“ Für sie zog er, der so gerne eine Ausbildung gemacht hätte, frühmorgens um fünf mit einem kleinen Kinderhandwagen durch die Gegend. Zuhause sortierte er die Lumpen mit seinem Ältesten. „Wenigstens haben wir so etwas zum Anziehen. Die Sachen sind zwar schon abgetragen, aber warm halten sie immer noch.“ Im Spital von Montfermeil schätzten die Krankenschwestern diese armseligen Kleider nicht. Als jemand von uns den jüngsten Sohn dorthin begleitete, sagte eine Pflegerin: „Diesen Bengeln vom Lager ziehen die ja irgendwas an. Worauf warten die noch, um die Kinder ins Heim zu bringen?“ Mit einem gewissen Abstand betrachtet fragen wir uns eher, woher die Mauroux' und die anderen immer wieder ihren Einfallsreichtum, die Ausdauer und Schläue hernahmen, um den systematischen Bemühungen zur Auflösung ihrer Familien zu entgehen.

Die Mauroux' bezeugen es: Es ging wirklich darum, und es geht auch heute noch darum, diese Familien, die in anstößigem Elend leben, deren Logik unsere Überlegungen zu verhöhnen scheint und sich unserem Wissen widersetzt, kaputt zu machen. Über die Sozialämter und das Gesundheitswesen macht man die Familien kaputt, indem man ihnen die Kinder wegnimmt und für Abtreibungen sorgt. Politiker ersticken sie durch ihr Schweigen, denn diese Familien stören sogar in den Auseinandersetzungen der Parteien. Akademiker, Wirtschafts- und Sozialwissenschaftler leugnen die historische Identität dieser Familien, die in ihren soziologischen Analysen nicht vorkommen und nicht berücksichtigt werden. Diejenigen, die das Bildungssystem in der Hand haben, erschlagen sie auf die eine oder andere Weise mit ihrem Wissen. Sie erwarten nicht die geringste Gegenseitigkeit, weil das Wissen der Subproletarier für sie keinen Wert hat.

Das Schlimmste ist dieser Mangel an Gegenseitigkeit. Mehr als Mangelernährung oder Krankheit zerstört die Familien der Vierten Welt, dass sie als völlig minderwertig betrachtet werden – selbst dann, wenn es um die Kenntnis und die Erklärung ihrer eigenen Existenz geht.

3. Denkweisen, welche die Ärmsten ausschließen

Wir sind mit unserer Erzählung vom Leben der Familie Mauroux und dem Milieu, zu dem sie gehören, noch nicht am Ende. Doch ich möchte hier, kurz anhalten und mir folgende Fragen stellen: Wie ist es möglich, dass die Mauroux, dass die Familien der Vierten Welt, dass mehr als zwei Millionen Franzosen in diesem Zustand der Ohnmacht geblieben sind, in dem der Mensch mit nichts anderem beschäftigt ist, als seine Familie gegen die Angriffe einer ganzen Gesellschaft zu verteidigen? Wie ist es möglich, dass sie in einem Zustand totaler Ohnmacht verharren, gleichsam angekettet am Fuß der sozialen Leiter, während andere, die doch auch arm waren, es geschafft haben, sich hochzuarbeiten und heutzutage in Wirtschaft und Politik anerkannte Partner sind?

Vielleicht sagen Sie mir, es sei die Schuld des kapitalistischen Produktionssystems, das diese Menschen ausschloss oder für den Fall eines Streiks oder einer Revolte heimtückisch, als der Willkür der Arbeitgeber ausgelieferte Handlanger in Reserve hielt. Das stimmt jedoch nicht ganz, jedenfalls nicht, was die Idee von einer Reserve an Arbeitskräften anbelangt. Nur wer noch nie den abgezehrten, von Krankheit gezeichneten und von Rheumatismus gelähmten Körper eines Menschen des Subproletariats betrachtet hat, nur wer noch nie ihrem bald abwesenden, bald misstrauischen oder ängstlichen Blick begegnet ist, kann in diesen Frauen und Männern eine Reservearmee im Dienst des Kapitalismus sehen. Dieser hat wirksamere Waffen, die er in Stellung bringen kann.

Allerdings gehört der Subproletarier zu seinem eigenen Unglück zu den Reserven der modernen Diktaturen, bereit, sich für die Sache eines starken Mannes anwerben zu lassen, heiße er nun Hitler oder Fidel Castro. Für denjenigen, dessen Bemühungen immer vergeblich sind, der sein Leben lang von Nachbarn umgeben ist, die genau so ohnmächtig sind wie er, können Befreiung und Wohlergehen nur ein Glücksfall sein, der zwangsläufig von einem Menschen mit Macht herbeigeführt wird. Sich für etwas anwerben zu lassen, das Glück verspricht, sich einem Mann unterzuordnen, der Kraft verkörpert, das ist ein Glücksfall. Wir können die die Ohnmächtigen genauso gut in den Reihen der Faschisten wie in den Reihen ihrer Opposition finden. Diese Bündnisse sind mehr oder weniger zerbrechlich und vergänglich. Auch früher schon gab es solche Bündnisse, wenn zum Beispiel der Adel oder das Bürgertum verarmte Bauern für ihre Zwecke anheuert. Diese Situationen zeigen uns, wohin das Elend führen kann, aber nicht, woher es kommt.

Um auf unsere Zeit zurückzukommen: Sind wirtschaftliche Strukturen allein wirklich ausreichend, um zu erklären, warum unsere Gesellschaft das Elend duldet, das wie ein Gespenst an den Rändern der modernen Städte und ländlichen Gemeinden haust? Wir sind ja nicht blind; viele von uns kennen den erbärmlichen Anblick der Familien, welche die Hinterhöfe und Elendsviertel bewohnen. Unsere Generation ist auch nicht hartherziger. Wir denken über die Menschenrechte nach und unser Gefühl für das, was jedem Menschen zukommt, hat sich entwickelt. Selbst wenn die ökonomischen Strukturen eine Erklärung für die Ungerechtigkeit liefern, so reicht diese Erklärung nicht aus für die Ungerechtigkeit, die von allen politischen Parteien, von allen Interessengruppierungen gleichermaßen mit Schweigen übergangen wird. Was haben wir denn für eine Brille vor den Augen, welche Ideen färben unseren Blick, dass wir für das Elend auf unserer Türschwelle unempfindlich bleiben? Welches Missverständnis, welcher Denkfehler liegt über diesem unerklärlichen Zustand? Ist die Sorbonne als ein Hort des Denkens nicht geradezu ein privilegierter Ort, um dieser Frage nachzugehen?

Etwas kommt mir sofort in den Sinn, wenn ich mir die möglichen Denkfehler überlege – etwas, das scheinbar immer existiert hat, nämlich der verblüffende Gedanke, die gesamte Menschheit produziere auch immer ihren Abfall. Es sieht aus, als ob diese Idee immer auch mit jener der Gotteskindschaft und mit jener des Menschen als einem Inhaber absoluter Rechte, als Subjekt der Erklärung der Menschenrechte, koexistieren konnte. Die Idee eines Menschen, der den anderen nicht gleich ist, wurde oft auf die Allerärmsten übertragen, auf jene, die durch die Jahrhunderte als „schlechte Arme“ galten. Ich denke, diese Vorstellung hat dazu beigetragen, dass sie in einen Zustand extremer Ungleichheit eingeschlossen wurden.

Ich bin der Überzeugung, dass der Begriff des „menschlichen Abfalls“ allen Erklärungen des Elends zugrunde liegt, die sich auf die „Charakterschwäche“ oder „Geistesschwäche“ der Opfer beziehen. Zu sagen: *„Es ist ja nicht ihre Schuld, sie sind geistig beschränkt“* oder: *„Diese Familienmutter hat Pech gehabt, ihr Mann ist ein Schwächling, er arbeitet nicht!“* bekräftigt nur die Behauptung, dass Elend ein Verhängnis sei, das daher komme, dass man unter *„unglücklichen Umständen geboren“*, irgendwie *„misslungen“* oder *„vom Pech verfolgt“* sei. Diese Idee hat im Laufe der Jahrhunderte auf verschiedene Art Gestalt angenommen.

Im Mittelalter wird sie sichtbar in der jährlichen Armenpredigt, mit der ein Priester oder ein Bischof beauftragt war und die sich an diejenigen richtete, die so arm waren, dass sie nicht einmal Anspruch auf einen Eintrag ins Melderegister oder auch nur auf einen Platz im städtischen Hospiz hatten. Diese Idee stand auch am Anfang der später entstehenden „Armenhäuser“ oder „Arbeitshäuser“ und aller anderen Formen der Internierung der Bedürftigsten, die unsere westlichen Gesellschaften in der Zeit vom 17. bis ins 19. Jahrhundert erfanden. Heute finden wir sie immer noch in den „erzieherischen“ Übergangssiedlungen in der Bundesrepublik Deutschland, den Niederlanden oder Frankreich. Die Idee ist im Grunde genommen immer noch dieselbe: die Ärmsten müssen belehrt, erzogen und mit starker Hand auf den rechten Weg gebracht werden.

Vielleicht sollten wir genauer sein: das Missverständnis vom „schlechten Armen“ entspringt nicht zwangsläufig der Idee des von Gott bestraften Menschen. Die Familien der Vierten Welt lehren uns, dieses Missverständnis nicht voreilig der einen oder anderen Religion zuzuschreiben. Zwar kennen das Christentum, das Judentum und der Buddhismus die Figur des leidgeprüften Menschen. Er ist sicher zur Umkehr und Reinigung gerufen, aber immer im Plan der göttlichen Vorsehung. Sein Zustand ist gleichsam geheiligt. Die Art, wie die Familien des Subproletariats behandelt werden und die Beschuldigungen welche die ganz Armen in früheren Zeiten erdulden mussten, gehören in ein ganz anderes Denkmuster, sie beruhen auf rein irdischen Erfahrungen wie Ärger und Empörung.

Das Elend ist per Definition ein Zustand, der seine Opfer bis zu jenem Punkt entstellt, an dem sie auch für ihre Mitmenschen unkenntlich werden. Die bloße Armut zwingt zu einer sparsamen Existenz, zu Disziplin und Strenge. Das Elend hingegen verbietet Maßhalten und Sparsamkeit. Angesichts von maßlosen Entbehrungen und Erniedrigungen und maßloser Unterdrückung, reagiert der Mensch ebenfalls mit Maßlosigkeit. Zumindest in der Wahrnehmung seiner Umgebung

Herr Mauroux liegt mitten am Tage im Bett und liest „Das Beste aus Reader's Digest“, während sein Jüngster nicht zur Schule gehen kann, weil er keine Schuhe hat. In den Augen der Sozialarbeiterin ist das einfach zuviel. Auch der Nachbar scheint maßlos zu übertreiben. Als ihm die Familienzulage für drei Monate nachgezahlt wird, geht er schnell zum Supermarkt, um Steaks, Erdbeeren außerhalb der Saison und einen guten Wein zu besorgen. Die Familie „holt nach“, wie seine Frau es nennt. Sie tun wirklich gut daran „nachzuholen“ - nach drei Monaten am Hungertuch, drei Monaten des Eingeschlossenseins, weil man ohne Geld in der Tasche ja besser zu Hause bleibt. Sie müssen auch die Demütigung, drei Monate lang auf die Hilfe der Nachbarn angewiesen gewesen zu sein, wieder gut machen. Natürlich heißt es dann: „Ja. Ja, mit dem Kindergeld bewirten sie ihre Nachbarn...“

Das alles ist das genaue Gegenteil von gutem Benehmen, gerechtfertigtem Verhalten, einer verantwortungsvollen Existenz. Wenn die Kinder dann noch stehlen, die Jugendlichen ohne Führerschein und Versicherung Auto fahren, die Eltern dem Alkohol verfallen, so fallen sie unvermeidlich unter das Verdikt: „Diese Leute sind unerträglich und unbelehrbar. Bei denen ist Hopfen und Malz verloren“. Diese Einstellung hat mit der Idee eines reumütigen, eines von Gott berührten Menschen, der zu respektieren ist, nichts zu tun. Stattdessen verurteilt hier ein Bürger seine Mitbürger und setzt sich an die Stelle Gottes.

Eine andere Verengung unseres Denkens betrifft unseren Blick auf das Leben der Ärmsten im Laufe der Geschichte. Vielleicht entspringt sie sogar dem gleichen Missverständnis? Sie besteht darin, die Geschichte und die Gesellschaft nur in Begriffen von Kräfteverhältnissen zu analysieren. Die Entwicklung der völlig Machtlosen wird unter diesem Blickwinkel nicht erfasst. Karl Marx trat mit seiner Analyse in die Fußstapfen einer ganzen Reihe von Philosophen und Historikern. So übernahm und präziserte er einfach eine uralte Sichtweise des Menschen.

Bestand die abendländische Geschichtsschreibung nicht lange Zeit in der Erzählung und Analyse von Machtkämpfen? Wurde uns die Geschichte der armen ländlichen Bevölkerungen, die Geschichte der Bauern in Frankreich, Deutschland, den Niederlanden, Irland nicht immer unter dem Aspekt der Brutalität des Kampfes, der Unterdrückung und der Revolte erzählt? Waren die ersten Bezugspunkte nicht immer die großen kollektiven Erfahrungen von Leid, hervorgerufen durch die Gewalt von Menschen oder auch der Natur?

Unabhängig davon, ob die Chronisten und Historiker dieses Bild bestätigten oder verfeinerten: die Ärmsten tauchen im Allgemeinen nur flüchtig auf, wenn sie, von einer breiten Strömung mitgerissen, in die Geschichte der Besitzenden hineinplatzen. Woher kommen sie, wohin gehen sie, was wird aus ihnen, wenn sie aufs Neue untergetaucht sind? Merkwürdigerweise scheint es, als hätten die Ärmsten keine eigene Geschichte, sondern tauchten nur dann in der Geschichte der anderen auf, wenn ihre Existenz die Ordnung stört und nach Maßnahmen ruft. Ansonsten werden sie schweigend übergangen und die Familien Mauroux und Ledanois sind Beispiele für dieses Schweigen der Geschichte. Vielleicht nehmen wir die Gesichter der Mauroux für einen kurzen Augenblick auf den Barrikaden der Pariser Kommune wahr. Wenn die Überlebenden der Vorstädte wieder heimgekehrt sind, ist in unseren Chroniken nicht mehr die Rede von ihnen. Sie verschwinden hinter den Bezeichnungen, mit denen Menschen in bescheidenen Verhältnissen von oben herab benannt werden: „das Pariser Volk“, „die Armen von Paris“, „die unteren Schichten“, „die Arbeitermassen“. In all diesen Bezeichnungen kommen missbräuchliche Verallgemeinerungen zum Ausdruck. Sie halten von jedem Versuch ab, die Gestalt der Ärmsten von gestern klarer zu erkennen und – wer weiß? – die Ärmsten von heute ein wenig besser zu verstehen.

Karl Marx, von dem wir schon gesprochen haben, war in dieser Hinsicht klüger und wies auf den blinden Fleck hin. Er beschrieb eingehend und – für seine Zeit – sehr sorgfältig eine bunt zusammengewürfelte Bevölkerung, die sich jenseits der anerkannten Arbeiterschicht, am Fuß der sozialen Leiter befindet. Er macht sich die Mühe, die Bewohner dieses „Jenseits“ – jenseits der am Produktionsprozess beteiligten Bevölkerung – zu erfassen. Indem er sie so gut wie möglich auflistet, gibt er uns die Möglichkeit zu analysieren, wie sehr seine Theorien über einen Zustand der Ausschließung hinwegsehen, der nichts mehr mit der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen zu tun hat. Er liefert uns das geeignete Instrument für eine Kritik. Mehr noch, er zeigt uns das Bild des Menschen, der aus seiner Theorie ausgeschlossen bleibt und so zum Zeugen der Mangelhaftigkeit, wenn nicht gar des fundamentalen Fehlers seiner Analyse wird. Karl Marx geht nicht den gleichen Weg wie Vinzenz von Paul, der die Ärmsten zu Lehrmeistern erklärt. Immerhin hinterlässt er uns eine bedeutende Beschreibung einer Bevölkerung, die an den Rändern der entstehenden Industriegesellschaft stagniert oder dahin treibt, einer Bevölkerung, die von der Hölle des Pauperismus ständig bedroht oder schon absorbiert ist. An ihrem Rand steht der Mensch ohne Hab und Gut und ohne soziale Bindungen, der Mensch, den man für „Abfall“ hält.

Gestern wie heute gehen wir von der Annahme aus, dass ein „natürlicher Abfall“ zur Menschheit gehört. Und auch heute lesen wir die Welt- und Sozialgeschichte der Menschen in Kategorien von Machtkämpfen – an denen die Ausgeschlossenen niemals teilgenommen haben.

Wie können die Mauroux, die Ledanois, die Subproletarier, die mit diesem doppelten Missverständnis und dieser doppelten Ausgrenzung geschlagen sind, sich einen Weg zu unserer Geschichte bahnen, zu unserer politischen Szene, zu unseren demokratischen Institutionen? Weil sie in dem für verwahrlost gehaltenen Teil der Menschheit geboren sind, wird ihnen nicht zugestanden, über ein nützliches Wissen zu verfügen. Scheinbar haben sie kein Wissen, das sie austauschen könnten, nichts, was sie uns lehren könnten. Sie verfügen über keinerlei Attribute der Macht. Darum öffnet sich ihnen keine Tür zu unseren Interessengebieten, unseren Kämpfen und unseren Projekten für die Zukunft.

4. Steht die Universität auf der Seite der Unterdrücker?

Ist es nötig, noch einmal auf die Gründe zurückzukommen, warum die bisher benutzten Wege und die traditionellen Mittel nicht helfen, das Elend zu erklären? Andere können die Komplexität der Ökonomie, welche die Arbeiter der Vierten Welt im Produktionsprozess aussortiert, unendlich viel besser darlegen als ich. Wieder andere können die Mechanismen der Einkommensverteilung erklären, welche die Familien der Vierten Welt vom Konsum und von der Vorsorge ausschließen. Diese Ansätze sind für unser Verständnis selbstverständlich notwendig. Genauso notwendig, wie die anderen Ansätze aus den Sozial- und Politikwissenschaften.

Das Elend ist ein umfassendes Übel. Es ist ein Teufelskreis im Leben der Opfer und im Leben der anderen Bürger einer Gesellschaft, die das Elend hervorbringt und beibehält. Dieses Übel reproduziert sich in Kettenreaktionen, in allen Bereichen des privaten und gemeinschaftlichen Lebens. Weil diese Kettenreaktionen von einer Generation zur anderen weitergehen, können wir nicht zu erwarten, dass wir heute irgendwo eine erste Ursache zu fassen bekommen. Einen irgendwo in der Geschichte versteckten Anfangspunkt des Elends zu suchen, hätte auch keinen Sinn. Wir können nicht in der Zeit zurückreisen, um diese Ursache zu zerstören. Mehr als auf Ursachen zu zeigen, müssen wir diese Kettenreaktionen unterbrechen, indem wir in die Geschichte eingreifen.

Jedem von uns steht in seiner Situation und dank seiner Kompetenzen diese Möglichkeit offen. Alle müssen in diese Geschichte eintreten und alle Wege sind gut.

Ich habe es vorgezogen, mich der Realität des Elends zu nähern, indem ich mich zunächst mit unserer Denkweise auseinandersetze, die dazu neigt, die subproletarischen Familien in ihrem Zustand gefangen zu halten. Diese Vorgehensweise scheint mir auch dem universitären Rahmen unseres Treffens zu entsprechen. Aber es gibt noch etwas Wichtigeres. Indem wir ein bestimmtes Denken über die Ärmsten untersuchen, können wir jene Ungerechtigkeit beleuchten, an der die mittellosen Familien am meisten leiden, nämlich für unwissend und bildungsresistent gehalten zu werden.

Liebe Familien der Vierten Welt: die große Ungerechtigkeit, für minderwertig und unfähig gehalten zu werden, hindert Sie, in Achtung vor Ihnen selbst, vor Ihren Angehörigen und Nachbarn zu leben. Wir sind heute Abend hier zusammengekommen, Sie und ich und unsere Freunde von überall her, um diese Ungerechtigkeit öffentlich anzuprangern und uns persönlich dafür einzusetzen, sie zu beenden.

Normalerweise sind Ihnen die Türen dieser Aula, die Türen der Universität, verschlossen. Außerdem sind Ihnen auch die Türen all jener Bereiche und Aktivitäten verschlossen, die mit der Universität zusammenhängen. Die Zugänge zum Leben der anderen Bürger sind Ihnen folglich verbaut. Denn die Universität, der Ort an dem Wissen produziert und geteilt wird, reicht überallhin, wo auch nur ein Bruchteil dieses Wissens existiert – bis hin zur Grundschule, zur Grundbildung, bis hin zum Leben eines einfachen Arbeiters, der in der modernen Ökonomie einen Platz hat. Und überall dort, wo ein Bruchteil des universitären Wissens gilt, bleiben das Wissen und die Stimme der Vierten Welt außen vor.

Das universitäre Denken und die universitäre Logik herrschen überall, aber ihre Ausstrahlung ist nicht in allen Bereichen des Lebens und in allen Bevölkerungsschichten gleich erwärmend und erhellend. Mit dem Eintritt in die Vorschule kommen die Kinder damit in Berührung. Doch Sie, Familien der Vierten Welt, haben es schwer, auch nur den kleinsten Schimmer davon für Ihre Kinder einzufangen. Die Universität und ihre Auswirkungen bleiben für Sie unerreichbar. Könnte sie es besser machen? Hat sie es in der Vergangenheit besser gemacht? Wir müssten versuchen, die Vergangenheit zu befragen, um herauszufinden, wie weit wir heute und morgen gehen können. War die Universität jemals Freundin der Armen? Nur

Spezialisten der Universitätsgeschichte könnten uns auf diese Frage Antwort geben. Die Bewegung ATD Vierte Welt, die mit den Familien Historikerin des Elends sein will, kann höchstens die richtigen Fragen aufwerfen. Die Bewegung hat vor allem auch eine Vorstellung davon, mit welchen Schwierigkeiten sich eine Universität, die sich auf die Suche nach den Ärmsten macht, auseinandersetzen muss. Und zu diesen Schwierigkeiten möchte ich kurz etwas sagen.

Betrachten wir für einen Moment die Universität mit den Augen der Ärmsten. In welcher Weise könnte sie ihnen zur Freundin werden? Sie könnte Männer und Frauen der Vierten Welt als Studierende, eventuell sogar als Lehrkräfte aufnehmen. Sie könnte sich selber ein signifikantes Wissen über extreme Armut, Ausgrenzung und deren Opfer erarbeiten. Sie könnte endlich darauf achten, dass ihr Wissen und ihre Entdeckungen den Ärmsten ihrer Zeitgenossen zu Gute kommen. Das sind drei mögliche Wege. War es für die Verantwortlichen der Universitäten je möglich, sie zu gehen?

Arme Studenten aufzunehmen war das ehrgeizige Ziel von Robert de Sorbon. Doch waren die „pauperes studentes“, die armen Studenten, von denen im 13. Jahrhundert die Rede war, tatsächlich Söhne armer Familien? Es waren sicherlich Studenten ohne Geld in der Tasche, doch die meisten waren nicht armer Herkunft. Die Universität selbst und ein Teil ihrer Studenten hatte damals kein Geld. Im Mittelalter war es nicht üblich, dass der Adel, dessen Metier das Kriegshandwerk war, oder die Familien der reichen Händler ihre Kinder reich ausstatteten, wenn sie sich bilden wollten, ohne in einen Orden einzutreten. Weder die reichen Familien noch der König hatten die Gewohnheit, die Fakultäten zu unterstützen, die unabhängig von den kirchlichen Institutionen Wissen vermittelten. Das kirchliche Bildungswesen war nicht reich und das von der Kirche unabhängige sogar relativ arm.

Das 13. Jahrhundert war gewissermaßen eine heroische Zeit, in der sich Männer von Welt, junge wissensdurstige Leute, in der Gesellschaft als neuen Menschentyp, als neue Klasse etablierten. Als Intellektuelle, Gebildete, Gelehrte waren sie nicht mehr nur eine Ausnahme, sondern eine ganze Gesellschaftsschicht. Einige von ihnen kamen vom Lande, andere sogar aus anderen Ländern. Es genügt, ein Blick auf die wirklich arme Bauernschaft dieser Zeit zu werfen, um sich darüber klar zu werden, dass sie nicht dazu gehörte. Welches Kind eines armen Bauern, Tagelöhners, Knechts hätte in dieser Zeit überhaupt nur daran denken können, eine Karriere als Gelehrter zu machen? Umso weniger, als dass man noch lange Reisen unternehmen musste, um sich zu bilden. Wie hätten sich die armen Landbewohner auch nur vorstellen können, zu Bildungszwecken zu reisen? Als Gründe, ihren Wohnort zu verlassen, kannten sie nur die Arbeitssuche, die Flucht vor der Hungersnot, der Krankheit, der Verwüstung ihres Bodens durch den Krieg oder die Flucht vor einem gnadenlosen Gläubiger.

Es ist wichtig, realistisch zu bleiben und nicht leichthin irgendwelche Behauptungen über die Armen, gleich welcher Epoche, in den Raum zu stellen. Die Armen des Mittelalters waren nicht dabei, als Robert de Sorbon seine Hochschule gründete, an der arme Kleriker die Möglichkeit haben sollten, sich zu bilden und dabei gleichzeitig „mit dem Volk verbunden zu bleiben“. Selbst wenn Männer aus den ganz armen Bevölkerungsschichten in Paris hätten studieren können, wäre das erworbene Wissen ihrem Herkunftsmilieu wahrscheinlich nicht zu Gute gekommen. Die erworbenen Diplome eröffneten keine Berufsmöglichkeiten in den verarmten Landstrichen. Der Rechtsgelehrte, der Mediziner, der Lehrer und der Literat waren anderswo beschäftigt, im Dienst der Reichen und nicht der Armen. Als Robert de Sorbon gegenüber dem König die Hoffnung auf Gelehrte, die mit dem Volk verbunden bleiben würden, zum Ausdruck brachte, dachte dieser nur an die Mönche.

Die Kirche und die Orden waren lange Zeit die einzigen „Armen“, die Bildung erwarben, um ihr Wissen mit den Armen Frankreichs teilen zu können. Der Universität blieb - als sie sich von der Kirche löste - wahrscheinlich keine andere Möglichkeit, als den entgegengesetzten Weg einzuschlagen. Zumal sie in Paris und anderswo gegen Ende des Mittelalters schon in gewisser Weise eine berufsständische Institution geworden war, auch weil sie gezwungen war,

um Anerkennung zu kämpfen. Die Lehrer, Studenten und Verantwortlichen organisierten sich, um ihren Status, ihr Prestige, ihre Stipendien und Honorare und ihr Recht auf angemessene Räumlichkeiten zu verteidigen.

Die Konzentration auf die Interessen von Berufsgruppen - das dürfen wir wohl nach so vielen Jahrhunderten behaupten – ist nicht notwendigerweise mit einer authentischen Solidarität mit den Ärmsten vereinbar.

Die Privilegien der Akademiker können sicher als ein Gemeingut, das dem ganzen Land dient, angesehen werden, haben doch auch Angehörige anderer Bevölkerungsgruppen immerhin eine Chance, dieser Institution beizutreten oder auf andere Art ihren Nutzen zu erfahren. Jedoch angesichts der Ärmsten, die weder Zugang zur Universität noch irgendeinen Nutzen von ihr haben, sind diese Privilegien vollkommen exklusiv, ein Mittel der Bildungselite, sich in ihrem Wissen einzurichten und die Vorteile dieses Wissens für sich zu behalten, oder damit sogar die Ärmsten zu unterdrücken. Aus der Sicht der Ärmsten verstärkt die institutionelle Identität der Universität die Technokratie. Die Technokratie lässt sich zwar mit Klassensolidarität vereinbaren, nicht aber mit einer Solidarität mit allen Menschen.

Ist es nicht gerade das, was den Einsatz für Menschenrechte an den Universitäten und den sicher ehrlichen Enthusiasmus der Studenten für die Befreiung der Armen zweideutig macht? Tragen sie wirklich dazu bei, in ihrem Einflussbereich ein neues Bewusstsein voran zu bringen? Wir hoffen es. Aber man darf nicht vergessen, dass die Entwicklung des Bewusstseins von Verwirrung und Zweideutigkeit begleitet ist, wenn es seine entscheidenden Impulse von interessegeleiteten Institutionen erhält. Um Freiheit und Menschenrechte wirklich für alle lehren zu können, müssten die Mitglieder der Universitäten aufhören, „geschlossene Gesellschaften“ zu bilden. Um im Kampf für die Menschenrechte führend zu sein, müssten sich die Angehörigen der Universitäten ihrer Privilegien und der Macht, die ihnen die Bildung verleiht, entledigen; sie müssten schweigen, damit in der Stille die Stimme der Ärmsten hörbar wird. Haben sie das jemals getan?

Sie können mir sicher vorwerfen, die Dinge zu vereinfachen und zu verkürzen. Aber ist es nicht erlaubt zu denken, dass Ähnlichkeiten zwischen den ersten Krisen der Universität im 13. Jahrhundert in Paris und der heutigen Zeit bestehen? Damals stellten sich die weltlichen Lehrer gegen die der Armut verpflichteten Kleriker, die ihr Wissen kostenlos weitergaben, und bildeten eine ständische Organisation von Gebildeten. Ich würde sogar sagen, das seien bemerkenswerte Übereinstimmungen. 1252 warfen die weltlichen Lehrer den Angehörigen der Bettelorden vor, die Solidarität zu zerstören, weil diese sich weigerten ihre Forderungen zu unterstützen. Für die neuen Akademiker war die Wissenschaft nicht mehr einfach ein Geschenk Gottes an die Menschen, sondern Frucht der menschlichen Leistung und sie eröffnete ihnen demzufolge das Recht auf Bezahlung und Privilegien. War das nicht der Beginn der Universität von Paris - ein Privileg der Wohlhabenden, ja sogar ein doppeltes Privileg, nämlich Wissen zu erwerben und für die Weitergabe von Wissen bezahlt zu werden? Wer wundert sich da noch, dass sich heutzutage, am Ende dieses Weges, die von der Nation so umhagte Universität oft beklagt, die ihr zur Verfügung stehenden Mittel seien nicht ausreichend?

Zu Recht unterschreibt diese Universität die Petitionen für Andrej Sacharow und für die intellektuellen Dissidenten in Prag. Müsste sie nicht gleichzeitig auch die Frage nach der Alphabetisierung der Ärmsten in Nicaragua stellen? Die Ärmsten in Nicaragua werden nämlich nicht alphabetisiert, im Gegensatz zu dem, was offiziell behauptet wird. Auch die ärmsten Kinder in Polen werden nicht alphabetisiert. Das KOR⁵, die Organisation der polnischen intellektuellen Dissidenten, unterstützt die Arbeiter der Bewegung Solidarnosc. Aber setzen sie sich auch für das Recht der Arbeiter ein, ebenfalls Nutzen aus der Universität zu ziehen?

5 Komitet Obrony Robotników (Komitee zur Verteidigung der Arbeiter)

Die Rechte welcher Menschen werden also von der Universität verteidigt? Ist sie sich im Klaren über diese Frage? Ist sie sicher, alles zu tun, um hier keine Verwirrung – weder innerhalb der eigenen Mauern, noch in der öffentlichen Meinung – aufkommen zu lassen? Weiß die Universität überhaupt, ob sie sich nach 1252 vermehrt für die Befreiung der Ärmsten eingesetzt hat? Die Familien der Vierten Welt stellen diese Frage. Sie fragen auch nach der Beschaffenheit des Wissens, das die Universität über die Armut und die Armen erworben hat. Wir fragen uns, ob sie im Laufe ihrer Geschichte mit den Armen in Berührung war. Jedenfalls hat sie ein Wissen über Armut und Elend angehäuft. Studien, Werke, Unterricht dazu gibt es genug. Aber von welcher Qualität? Was die Familien und die Bewegung als Antwort erhalten, ist nicht sehr beruhigend – genauso wenig wie die Begegnungen mit den Besitzern dieses akademischen Wissens.

Darf ich noch einmal eine Hypothese aufstellen, deren Begründung noch genauer recherchiert und die noch sorgfältig verifiziert werden müsste? Für den Moment möchte ich Sie einfach fragen: Welchen Wert können ein Wissen über die Armut und ein Verständnis dieses Jahrtausende alten, weltweiten Übels haben, wenn die Geschichte der Ärmsten niemals geschrieben wurde? Was kann denn eine Universität wissen, die niemals und nirgendwo auf der Welt den Auftrag erhalten hat, die Ärmsten in allen Epochen zu erkennen? Die Universitäten Frankreichs oder der USA liefern uns traurige Beispiele für bruchstückhafte Kenntnisse, die aus der Forschung, dem guten Willen oder der persönlichen Neugier Einzelner hervorgegangen sind – Projekte, die über die Jahre hinweg immer wieder abgebrochen und neu aufgenommen worden sind.

Die Universität hat das Recht aller Menschen, für die Geschichtsschreibung relevant zu sein, im Zusammenhang mit der Erklärung der Menschenrechte nicht eingefordert. Nur diejenigen Armen haben einen Anspruch auf einen Platz in der Geschichte, die in irgendeiner Weise die Geschichte der Reichen berühren. Nur diejenigen haben ein Recht auf ihre eigene Geschichte, die im Nachhinein wichtig geworden sind. So haben wir das Glück zu sehen, wie die Geschichte der Arbeiterklasse des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts wieder ausgegraben wird. Dafür war es auch Zeit. Mit mehr oder weniger Erfolg graben wir jetzt auch die Geschichte aus, die eine sorglose Gesellschaft und Universität nicht schreiben wollten, als es noch Zeit dafür war. Wie kann man heute die Geschichte einzelner Individuen im neunzehnten Jahrhundert noch unterscheiden, wo sich die Geschichten der Armen und Ärmsten doch so ineinander verflochten haben?

Wir haben vorhin die missbräuchlichen Verallgemeinerungen wie „die Armen“ und „das Volk“ erwähnt. Die Universität wirft die vermögenden Bevölkerungsschichten nicht so ungestraft alle in einen denselben Topf. Die Armen und die Ärmsten, Familien wie die Ledanois und viele andere können sich ja offensichtlich nicht verteidigen. Die Verschleierung ihrer Geschichte beraubt sie ihrer historischen Identität und infolgedessen der ihnen heute zustehenden politischen Vertretung. Die Universität, die dazu schweigt, trägt unbewusst zu ihrer Unterdrückung bei. Sollte die Universität nicht auf gleiche Art darüber nachdenken, wie sie es über von anderen begangene Menschenrechtsverletzungen tut?

Angesichts einer Kenntnis der Armut, die zusammengewürfelt ist aus so ungleichen und weit verstreuten Untersuchungen, die dem guten Willen einzelner Forscher entspringen, nicht auf Dauer angelegt sind und keiner regelmäßigen, ernsthaften Evaluation unterzogen werden, fühle ich mich jedenfalls gezwungen, nach ihrem Wert zu fragen. Hat eine Armutsforschung, welche die historische Dimension ausblendet, nicht von vornherein einen verzerrten Blickwinkel? Es scheint, dass manche der sozio-ökonomischen Untersuchungen, die in den letzten Jahren in Frankreich über Armut erschienen sind, diese Verzerrung des Blickwinkels zeigen – ziehen sie doch keinerlei Verbindung zur Geschichte der Vierten Welt.

Im Übrigen frage ich mich, ob die Qualität des universitären Wissens nicht auch noch aus einem anderen Grund Schwächen aufweist. In einer Welt, in welcher der Spezialist König ist, hat derjenige, der von sich behaupten kann, Wissen über eine Bevölkerung zu besitzen, die

dieses Wissen selber nicht kontrollieren kann, eine erschreckende Macht. Die Universität ist für die Ärmsten furchterregend, weil sie den Unterbau der Technokratie, die sie unterdrückt, darstellt.

Es bleibt noch eine dritte Frage der Familien der Vierten Welt: Übernimmt die Universität Verantwortung dafür, dass ihr Wissen und die Früchte ihrer Erkenntnis den Armen zugute kommen? Es ist klar, dass die Universität nicht allein dafür verantwortlich ist, dass die Errungenschaften der Wissenschaft gerecht verteilt werden, dafür ist die ganze Gesellschaft zuständig. Doch das Schicksal der Gesellschaft und dasjenige der Universität sind miteinander verbunden – wir können nie genau sagen, wo das eine anfängt und das andere aufhört, und ob die eine Institution die andere bremst oder fördert. Für die Mängel, über die wir hier sprechen, sind beide mitverantwortlich. Sie sind es auch bezüglich der Verteilung des Wissens und seines Nutzens, einer Verteilung, deren Ungerechtigkeit von den Familien der Vierten Welt beklagt wird. Es wäre sicher übertrieben, nur eine einzige Institution anzuklagen. Wir möchten einfach nur wissen, ob die Gebildeten das, was in ihrer Macht steht, getan haben, um den Ärmsten zu dienen.

Diese Frage kann natürlich nicht ohne weiteres bejaht werden. Seltsamerweise macht die Universität den Ärmsten gegenüber einen zerstreuten Eindruck. Sie redet, sie schmökert, sie hortet und verteilt intellektuelle und kulturelle Reichtümer, ohne so genau hinzusehen. Sie zählt auch nicht die Tage, sondern lässt Jahre und Jahrhunderte, ganz der Forschung und Lehre geweiht, vorüberziehen, ohne genau zu wissen, was aus den Früchten dieser Anstrengungen wird. Kann diese Universität von sich behaupten, alles in ihrer Macht stehende getan zu haben, damit ihr Wissen den Ärmsten dient? Sicher, weder sollte noch kann sie sich in alles einmischen und überall sein, um eine gerechte Verteilung zu überwachen. Natürlich ist sie nicht schuld an den Magengeschwüren von Daniel Mauroix oder der Brustfellentzündung und den Ödemen seiner Frau, zu einer Zeit, in der man diese Krankheiten leicht heilen kann. Sie ist noch nicht einmal direkt dafür verantwortlich, dass die Schule den Kindern Bildung nur schlecht vermittelt. Aber ist sie nicht gescheitert in Hinsicht auf das, was ihre Pflicht war, ist und bleiben wird, nämlich dass ein Mensch Abfall sein kann? Ist sie nicht gescheitert in ihrer Verantwortung, den Ärmsten ihre Ehre und Identität zurückzugeben und sie als Teil der Geschichte bekannt zu machen? Ein wahres Wissen hat sie weder über sie, noch mit ihnen erworben. Hat sie, indem sie das unterließ und die Existenz der Vierten Welt ignorierte, nicht direkt zu deren Zustand der Verlassenheit und Vergessenheit beigetragen?

Müssen wir demzufolge denken, dass die Universität endgültig und aus freien Stücken auf der Seite der Unterdrücker steht?

Lassen wir die Vierte Welt noch einmal zu Wort kommen.

5. Ein Treffen, das nicht verpasst werden darf

Wir haben gesagt, dass zwischen dem Wissen der Universität und dem Wissen der Subproletarier Welten liegen. Das eine ist das genaue Gegenteil des andern, ja die Gesellschaft überhaupt ist das Gegenstück zum Subproletariat. Die Universität und die Gesellschaft sind durch die gleiche Logik, die gleichen Denkweisen und die gleiche geistige Haltung miteinander verbunden. Ich habe nur zwei dieser sie verbindenden Vorstellungen genannt: der Mensch als Abfall und die Nutzlosigkeit der Geschichte der Ärmsten im Laufe der Jahrhunderte. Ich hätte auch noch andere anführen können – aber diese beiden scheinen mir entscheidend für das Schicksal der Vierten Welt.

Paradoxerweise ist das Wissen der Subproletarier unbestreitbar. Dagegen scheinen die nicht-verifizierten Theorien, Ideologien, und episodischen- und bruchstückhaften Untersuchungen der Universitäten und anderer Forschungsinstitute in ihrer Gesamtheit weniger gesichert zu sein

und einer genauen Prüfung nicht immer standzuhalten. Dieses Nicht-Wissen, dieses falsche Wissen lastet auf den am meisten benachteiligten Familien. Die Eltern der Familie Mauroux haben seine zerstörerischen Folgen erlebt. Und die Zerstörung geht weiter im Leben der Kinder. Wo ist diese Familie heute?

Die Eltern haben nach vielen Wechseln einen letzten Unterschlupf im Departement Aube gefunden: eine baufällige Wohnung mit verrotteten Sanitäranlagen. Sie warten auf Wohngeld, um die Miete bezahlen zu können. Leider braucht die Sozialarbeiterin für ihre Unterlagen Quittungen von bezahlten Mieten. Ein weiteres Mal steht die Logik einer Gesellschaft, in der alles straff organisiert ist, der Logik des Elends entgegen. Die gleiche Gesellschaft benötigt, um das Alter des ehemaligen Hilfsarbeiters absichern zu können, eine genaue Aufstellung seiner beruflichen Laufbahn. Diese von der Verwaltung aufgestellte Regel ignoriert die chaotischen Berufswege der Subproletarier. Daniel Mauroux erlebt noch einmal, wie seine vielen Beschäftigungen nichts zählen. Mit Mühe kann er sich zwar noch an sie erinnern, aber nicht mit den erforderlichen Belegen nachweisen. Nicht ohne Bitterkeit sagt er: „Dabei habe ich schon mit zwölf Jahren Dosen verpackt.“

Herr Mauroux erhielt für das Jahr 1982 von drei verschiedenen Kassen insgesamt 18500 Franc. Zusammen mit einer Ausbildungsbeihilfe für seinen 15-jährigen Sohn und dem Arbeitslosengeld für seinen 18-jährigen Sohn, das aber aufgrund von Unklarheiten nicht mehr ausbezahlt wurde, kam die Familie monatlich auf eine Summe von 450 Franc pro Person. Die Mauroux', beide seit ihrer Jugend krank, beklagen sich kaum. Wenigstens reicht es für das Essen, was früher nicht immer der Fall war. Sie sind eingeschränkt, aber sie wundern sich darüber nicht. Sie kennen die Familien ihrer Umgebung. Ihr Leben lang waren sie von anderen Haushaltungen umgeben, die genauso beeinträchtigt waren wie sie. Sie fürchten sogar, zu viele Anträge zu stellen. „Wenn wir zum Nationalen Solidaritätsfond gingen, würden sie es unsere Kinder spüren lassen.“ Das wäre nur noch eine weitere Demütigung. Denn auch die Kinder scheinen nicht viel mehr Erfolg zu haben als ihre Eltern.

Vier Söhne und eine Tochter sind schon von zu Hause ausgezogen. Nicht einer von ihnen hat eine abgeschlossene Berufsausbildung. Sie alle machen für Subproletarier typische Hilfsarbeiten: als Lackierer, Packer, Fahrer, als Mann für alles in einer kleinen Firma, die Werkzeugmaschinen herstellt, als Handlanger statt als Lehrling bei einem Automechaniker. Und was noch schlimmer ist, sie alle haben die Schule verlassen ohne Abschluss, der ihnen Zugang zu einer Berufsschule oder irgendeiner Umschulung gäbe. Es fehlen ihnen die Grundkenntnisse. Sie haben weder den Lebensrhythmus noch die Denkweise eines modernen Arbeitnehmers. Sie können nicht kalkulieren und keinen Lebensplan entwerfen. Einer oder zwei von ihnen sind immer arbeitslos.

Ihr Bekanntenkreis beschränkt sich auf andere Subproletarier. Ob sie arbeiten oder nicht, sie haben keinen Kontakt zu Arbeitern aus anderen Kreisen. Sie gehen in die Kneipe, nicht in Bars oder Diskotheken. Sie fahren mit mehr oder weniger abgenutzten Fahrrädern, während Jugendliche aus dem Arbeitermilieu besser ausgestattet sind und Sportarten mit mehr Prestige betreiben. So bleiben sie immer am Rand und fremd in der Welt der Arbeiter. Sie können sich im subproletarischen Milieu bewegen, anderswo verlieren sie den Halt.

Evelyne, die einzige Tochter, hat eine Familie gegründet. Sie hat einen jungen Mann geheiratet. Auch er wechselt oft seine Arbeit. Sie wohnen mit ihrem Baby in einer Sozialwohnung im Kellergeschoss, wo die Sonne nie hineinscheint. Die Heizung im Treppenhaus ist abgestellt, weil die Betriebskosten nicht bezahlt worden sind. Für Evelynne und ihre Nachbarn ist heizen in einer Sozialwohnung ein Luxus, selbst, wenn man ein kleines Kind hat.

So hat sich eine weitere Generation von Subproletariern auf den Lebensweg gemacht.

Auch zwei andere Söhne der Mauroux werden denselben Weg einschlagen. Der eine wird – mit vier Jahren Rückstand – nächstes Jahr mit dem Ende der Schulpflicht die Schule

verlassen. Der andere wird mit zwanzig Jahren seinen Militärdienst beenden. Bisher hatte er nur zwei kurzzeitige Beschäftigungen als er zwischen sechzehn und achtzehn Jahre alt war. Der Jüngste geht noch zur Schule, aber auch er ist sehr im Rückstand. Daniel Mauroux fordert uns noch einmal heraus, gibt uns vielleicht noch eine letzte Chance, ihm zu begegnen, wenn er sagt: „Ich hätte mir meinen Sohn, bevor er zur Armee ging, gut bei einem Metzger vorstellen können. Wenn er auf mich gehört hätte... In der Metzgerei in der Grande Rue hätten sie ihn als Lehrling genommen. Mein Jüngster sollte Computertechniker werden. Computertechnik, damit hat man heute Chancen“.

Man könnte meinen, dass Daniel Mauroux eine leibgewordene Menschenrechtserklärung ist, seine Frau dagegen ein Nachschlagewerk der Geschichte der Ärmsten ihrer Zeit. Sie trägt Urängste vor Krankheit in sich: „Er arbeitet mit giftigen Farbstoffen, davon wird er krank werden, vor allem, weil er außerdem in der Kälte und an der Zugluft arbeitet. Er wird eine Lungenentzündung bekommen“. Sie lebt immer noch in dem Zeitalter, in dem die Ärmsten sich weder vor Krankheit schützen, noch sich pflegen konnten. Ihr Mann dagegen hat sich einen Blick auf die Zukunft aus den im Müll oder aus Kellern gesammelten Zeitschriften angelesen. In Wirklichkeit geht es hier aber um die Zukunft der Besitzenden, deren Altpapier er gesammelt hat: „Mein Sohn sollte sich auf Computertechnik spezialisieren.“

Und warum auch nicht? Wäre dies nicht endlich Gerechtigkeit? Hat Daniel Mauroux, Gelehrter des Elends, nicht mit wenigen Worten eine Politik zusammengefasst, die sich auf die Menschenrechte stützt und den Subproletariern die Computertechnik als Weg zu ihrer Befreiung anbietet? Daniel Mauroux erwartet von der Gesellschaft nicht, dass sie seinen Söhnen irgendwelche Mittel zur beruflichen Eingliederung bietet. Für ihn knüpft der Weg über die Elektronik an das an, was er den Zeitschriften „Historia“ und „Das Beste aus Reader's Digest“ entnehmen konnte. Mit diesen Büchern, die er beim Müllsammeln gefunden hatte, prägte er das Leben und den Geist seiner Kinder. Er hielt sie zum Lesen an, aber seine Umgebung hat diese Anstrengung nicht unterstützt. Seine Söhne können alle lesen, aber sie lesen nicht das, was nötig wäre, um Zugang zur Welt ihrer Zeit zu bekommen. Heute muss man mit dem Computer umgehen und auf der Tastatur schreiben können. Daniel Mauroux kennt sich zwar nicht mit den Einzelheiten aus, aber er weiß, worauf es ankommt: das Wissen der Welt läuft heutzutage über Computertechnik. Ein Computer ist kein Selbstzweck, sondern erlaubt am Denken der Menschheit teilzuhaben. In seiner heruntergekommenen Wohnung, wo die Abwasserleitungen seit acht Jahren verstopft sind, steht auf einer Kommode eines dieser kleinen Computerspiele, wie sie in den Supermärkten als Spielzeug verkauft werden. Die Eltern haben es von dem Geld gekauft, das Paul als Ausbildungsbeihilfe erhält. In dem Spiel geht es darum, nicht auf einer Bananenschale auszurutschen.

Mit diesem Kauf setzen die Eltern ein Zeichen, protestieren, rufen auf, fordern die Schule, die Universität und ihre Umgebung zu einem Treffen auf. Wird die Universität diesmal, trotz ihrer Geschichte, darauf eingehen? Trotz oder vielleicht gerade wegen ihrer Geschichte? Denn wir haben gesagt, diese Geschichte des Zunftgeistes, der Vereinnahmung des Wissens und der damit verbundenen Macht ist zugleich eine Geschichte der Unentgeltlichkeit, des freiwilligen Weitergebens der Erkenntnisse, ohne Berechnung. Durch die Jahrhunderte hindurch hat die Universität ein Ideal mit sich getragen, das ihrem eigenen Verhalten – ihren Verwirrungen und Fehlern, ihrer Ignoranz und Blindheit – widerspricht. Es ist das Ideal des unentgeltlichen Weitergebens des wie ein Geschenk empfangenen Wissens. Könnte dieses Ideal zu jenem Treffen führen, das nicht verpasst werden darf?

6. Gegenseitigkeit

Wissen ist ein Ziel, das ohne Berechnung zu verfolgen ist, ein Gut per se, ein Gut der Menschheit. Wenn die Universität es ablehnt, allein wirtschaftlichen Interessen zu Diensten zu sein, bringt sie das zum Ausdruck. Wenn Forscher es ablehnen, dass öffentliche Gelder vor

allem für wirtschaftlich gewinnbringende Zwecke eingesetzt werden, sagen sie das Gleiche. Mit Recht setzen sie sich dafür ein, dass Bildung der Horizonterweiterung und nicht nur dem materiellen Fortschritt dient. Die Vierte Welt lädt auch in dieser Beziehung ein, konsequent zu denken.

Das Wissen ist nur dann ein Gut an sich, wenn es die Entwicklung des geistigen und spirituellen Lebens aller Menschen – und nicht nur einiger auf Kosten größerer Abhängigkeit der anderen - fördert. Dieses Gut kann gerechterweise auf Kosten des Landes angestrebt werden, wenn es nicht nur theoretisch sondern tatsächlich ein Gemeingut ist, wenn es aufgrund präziser Anstrengungen, die greifbar und klar zu benennen sind, ein Gut für alle wird. Solche Anstrengungen wurden im Laufe der Jahrhunderte schon unternommen, mit Ausdauer und nicht ohne Ergebnisse.

In der Tat zeigt uns die Geschichte, dass Bildung nach und nach immer niedrigere Gesellschaftsschichten erreichte. Man hat gelernt, verschiedene Bevölkerungsschichten beim Wissenserwerb zu unterstützen.

Was uns die Geschichtsschreibung noch nicht gezeigt hat, ist, dass der Preis für diesen Fortschritt eine immer stärkere Unterdrückung der Ärmsten ist, die ohne Bildung bleiben. Sie spricht nicht davon, weil sie von der Geschichte der Ärmsten abgeschnitten ist. Als Teil eines verfälschten akademischen Wissens fehlen ihr wichtige Erklärungen. Würde die Geschichte der Ärmsten zählen, dann wüsste man in unserem Land, dass noch vor sechzig Jahren in den Familien der Vororte und der „Zone“ Kinder zur Welt kommen und dort aufwachsen konnten, auch wenn die Eltern Analphabeten waren und nichts über Impfungen und Kinderpflege wussten. Ebenso wüsste unser Land darüber Bescheid, dass die Kinder derselben Familien heute gleichsam Geiseln in den Händen der Verwaltung sind. „Wenn Sie die alten Matratzen nicht durch eine saubere Wiege ersetzen, bringt der Sozialdienst ihre Kinder ins Heim.“ Das Recht auf Gesundheit der einen wird zum Zwang für die anderen gemacht. Das bessere Wissen der Nicht-Armen wird zur ständigen Demütigung und Enteignung der ganz Armen.

Die Familien der Vierten Welt haben die fortschreitende Demokratisierung der Bildung teuer und immer teurer bezahlt. Indem das Wissen die soziale Leiter gleichsam hinabstieg, lastete es immer schwerer auf der schon am meisten belasteten Bevölkerungsschicht, einer überzähligen Minderheit ohne politisches Gewicht. Es gibt nur ein einziges Mittel gegen dieses „von oben“ aufgedrückte Wissen, das zugleich gerecht und ungerecht ist: nämlich ein Wissen, das von ganz unten kommt und das in der Gesellschaft wie ein Luftballon aufsteigt – ein Wissen, das alle in Chancengleichheit anstreben können. Ist das bloß ein schönes Bild? Umso schöner, je abstrakter es bleibt, und keine konkreten Forderungen an uns stellt!

Es geht nicht um ein Bild, sondern um eine Gleichung: um Chancengleichheit. Von dieser wurde schon zu viel geredet. Zu gleicher Zeit wurden die Anteile jedes Einzelnen am Gemeingut nach seinen Beiträgen dazu berechnet. Wir müssten die Verhältnisse umkehren, um die Chancen anzugleichen und dort mehr und besser investieren, wo die Ausgangslage schlechter ist. Das ist eine einfache Rechnung, selbst wenn die Universität nicht versucht hat, die exakte Bedeutung eines Slogans wie „Chancengleichheit von Anfang an“ zu erklären.

Wissen als unentgeltliche Gabe und nicht als nach starren Regeln der wirtschaftlichen Technokratie entlohnter Verdienst, Wissen, das vor allem dort investiert wird, wo es fehlt und nicht, wo es schon vorhanden ist. Kann die Universität ihre eigenen Ideale nicht wieder aufgreifen, indem sie der Vierten Welt so entgegenkommt? Was es an Neuem zu entdecken gäbe, das wäre die Gegenseitigkeit, denn in jeder Begegnung mit den Ausgegrenzten steckt etwas bisher Unerhörtes. Die Vierte Welt ist Quelle eines einzigartigen Wissens. Der subproletarische Arbeiter besitzt Kenntnisse, welche die Universität braucht, um weiter zu kommen. Das wäre eine wirkliche Umkehrung! Und diese einzigartige Chance, die Rollenverteilung grundlegend zu ändern, liegt in den Händen der Universität.

Alle Institutionen, auf denen die französische Gesellschaft und die europäische Gemeinschaft beruhen, seien es politischen Parteien oder Gewerkschaften, Familienorganisationen oder andere Institutionen der Demokratie, müssten ihre Statuten und Strukturen, ihre Denkweisen und Quellen ihrer Inspiration und neu bedenken und überholen. Wer sind die Bürger, deren Wort etwas zählt, nicht nur als Zeugnis, sondern als Richtungweisend? Wer sind die Bürger, deren Situation Maßstab für unsere Justiz ist? Die Universität hat an dieser Stelle eine grundlegende Verantwortung. Ihre Privilegien und ihr Prestige verpflichten sie – einfach aufgrund der Tatsache privilegiert zu sein – ein Beispiel zu geben. Sie ist es der Vierten Welt schuldig, die Initiative zu ergreifen und ihr Prestige in die Waagschale zu werfen. Sie ist es der Gesellschaft, von der sie erhalten wird, schuldig, ihren Sozial, Wirtschafts-, Politik- und Ethikwissenschaften wieder auf die Beine zu helfen. Sie muss ihre soziologischen Analysen und historischen Kenntnisse in Ordnung bringen

Die ethische und politische Verantwortung und die wissenschaftliche Genauigkeit zwingen die Universität, den Kontakt mit der Vierten Welt zu suchen, nicht um zu lehren, sondern zuerst um mit ihr ins Gespräch zu kommen und zu lernen. Wenn ich Universität sage, meine ich die Universität mit allen ihr zugehörigen Institutionen und Partnerorganisationen. Unter Universität verstehe ich hier auch alle Bürger, die auf die eine oder andere Weise über einen Teil der Allgemeinbildung verfügen. Es ist Zeit für einen Wissensaustausch, das heißt für einen Austausch zwischen denen, die über Bildung verfügen und denen, die davon ausgeschlossen sind. Es geht um Gegenseitigkeit, und diese ist eine konkrete und große Herausforderung. Es geht nicht darum, einfach freundlich zuzuhören, scheinbar ganz Ohr zu sein, in einer Art Pseudo-Psychotherapie. Es geht darum, eine Bevölkerung am untersten Ende der sozialen Leiter zu bitten, uns ihr Wissen und ihr Denken mitzuteilen, sie zu bitten, uns ernst zu nehmen und Vertrauen zu schenken. Es ist wichtig zu verstehen, worum wir eigentlich bitten: Einer Bevölkerung, die seit Generationen in ständiger Unsicherheit lebt, schlagen wir vor, mit uns neue Risiken einzugehen!

Denn wer sagt denn, dass damit nicht neue Demütigungen und einmal mehr harte Schläge verbunden sind? Haben wir ihnen nicht immer gesagt, dass sie unfähig und zu nichts zu gebrauchen sind? Haben wir sie unter diesem Vorwand nicht schon oft ihrer Unabhängigkeit beraubt und sie nicht zu Wort kommen lassen? Wir müssen wahrhaft Vertrauen erweckend sein, nicht nur mit Worten, sondern auch mit unseren Taten. Jules Ferry wusste um diese Notwendigkeit, ein armes Volk davon zu überzeugen, dass die Schule nun für alle da sei. Es reichte nicht aus, Schulen zu eröffnen, man brauchte auch Lehrer, die mit ganzem Herzen unterrichteten, die in die Dörfer und Stadtteile gingen als Menschen und Führungspersönlichkeiten, die das Unterrichten gleichsam verkörperten. Außerdem war es wichtig, dass die Familien der Wohnviertel und Dörfer wussten, dass die Lehrer und Schulkinder von einem öffentlichen Willen getragen waren, von einer landesweiten Bewegung, die Vertrauen in die Lernfähigkeit der Kinder setzte. Darin bestand der Kampf von Jules Ferry in erster Linie: er wollte den Armen seiner Zeit bessere Ausgangsbedingungen schaffen. Er wurde bekämpft, nicht nur wegen seiner Schulgründungen, sondern weil er bereit war, für den Beginn einer neuen Ära der Armen die Schule als Preis einzusetzen.

Müssten wir nicht das Gleiche tun und konkrete, sichtbare Zeichen setzen – und zwar nicht als Selbstzweck, sondern in der Perspektive einer neuen Zeit? Dann gäbe es Studenten auf der Straße, die Wissen teilen wollen und zwar nicht nur als freiwillige, engagierte Jugend, sondern im Namen der Universität und der Gesellschaft, unterstützt von ihren Professoren. Das wäre wirklich eine Revolution: Akademiker auf der Straße, nicht um Forschung zu betreiben und Informationen für sich selbst zu sammeln, sondern um zu lernen und sich korrigieren zu lassen, bereit, nicht nur ihr Wissen, sondern auch dessen Fundamente, ihre Methoden und die Bedeutung des Wissens hinterfragen zu lassen. Stellen wir uns das vor: die Gebildeten auf der Straße, bereit darüber nachzudenken, was sie mit ihrer Bildung anfangen und die auf Bildung gegründete Lebenshaltung zu hinterfragen.

Die Mittel dazu sind einfach, aber man muss sie auf überzeugende Weise öffentlich anwenden: Straßenbibliotheken, Kulturwerkstätten, Schreib- und Lesewerkstätten, Menschenrechts-Häuser, alle möglichen Orte, die das Miteinander-Denken, den Dialog, das Teilen von Wissen fördern. Die Idee, sich nur für sich selber Wissen anzueignen, hat hier keinen Platz. Die Arbeiter und Familien der Vierten Welt werden uns nur in einem Austausch etwas beibringen, bei dem jeder mit Hilfe des anderen weiterkommt. Ansonsten bleibt Gleichheit eine Fiktion, und die Menschen des Subproletariats lassen sich nicht täuschen.

Ist die Zeit nicht gekommen, wo wir uns bezüglich Gleichheit nicht mehr täuschen lassen? Hat unsere Zeit nicht die große Chance, entgegengesetzte Welten zu erreichen, dahin zu gehen, wo die Menschenrechte auf uns warten und wo wir einander endlich begegnen? Wie kann unsere Generation historisch glaubwürdig sein, wenn sie diese Chance – hier und heute – nicht ergreift?

© Bewegung ATD Vierte Welt, Dezember 2012

Internationales Joseph Wresinski Zentrum
2, rue de la gare
95560 Baillet-en-France
Frankreich

www.joseph-wresinski.org